

UNZEITEN
Sommer, Herbst, Winter, Lenz

Otto Köhlmeier

SOMMER

Am Montag, in aller Früh, stand die Sommerin in Leoben auf dem Bahnhofplatz. Neben ihr ein Koffer und eine Reisetasche. Vor einer Stunde schon kam sie mit der Lokalbahn aus ihrem Dorf und wartete jetzt auf den größeren Zug, der sie rausführen sollte, weit in den Westen.

Kurz vor sieben war's erst. Aber zwischen Halle und Schienensträngen herrschte bereits reges Leben. Schüler entstiegen den Zügen, die kamen. Und Männer und Frauen. Besonders Männer. Die einen lernten hier in der Stadt, die anderen verdienten sich hier ihre Groschen. Die Sommerin stand allein, drüben, auf dem Bahnsteig mit der Nummer drei. Neben ihr der Koffer und die Reisetasche.

Kalt war's. Die Sommerin stieg von einem Fuß auf den anderen. Und rieb sich zwischendurch die Hände. Ob's recht war, die Stelle anzunehmen? Doch, doch. Was auch sollt sie hier? Warten, bis einer dahergekommen wär und gesagt hätt: he, Sommerin, ich hab da eine Arbeit für dich! Nein, nein. Wer weiß, wie lang das noch gedauert hätt. Und was das für eine Arbeit gewesen wär. So hatte sie was Festes, wenigstens für vier Monat. Zwar war's nicht allzu viel, was sie da verdienen sollt. Aber dafür hätt sie ja Kost und Logis frei. Sie würd schon was auf die Seit bringen. Und Stubenmädchen, so streng könnt das wohl nicht werden.

Ohne Kraft bemühte sich die Sommerin beiseit zu schieben die Gedanken, die sie quälten. Aber es gelang ihr nicht. Nicht richtig. Dass da was sei, drängte es sich immer wieder vor, was kommen würd. Bald schon. Als wär der Himmel in dunkle Tücher gehüllt, so finster schien der Sommerin alles. Trüb nur und schwach leuchteten ihr die Lichter des Bahnhofs. Am liebsten hätt sie umgedreht, wär sie zurückgefahren, heim in ihr Dorf.

Eine halbe Stunde später saß die Sommerin in einem Zugabteil. Ihr gegenüber eine ältere Frau aus Graz. Dass sie ins Salzburg'sche fahren würd, zu ihrer Tochter und ihren Enkeln, den vieren, die zwischen drei und zwölf seien und brav und süß und lieb, fiel es aus ihrem Maul, unaufhörlich. Und dann, nachdem die Alte die Sommerin fragte, wohin sie denn fahren würd und wozu und die Sommerin ihr knapp antwortete: na so was, zehn Tag vor Weihnachten wegfahren von Zuhause, in die Fremde und so weit und für so lange Zeit! Jaja, sagte die Sommerin nur und schwieg dann wieder. Die alte Dame erzählte weiter. Aber die Sommerin hörte nicht, was sie da redete, sah nur das Auf und Ab der Lippen ihr gegenüber. Denn die Sommerin hatte mit sich selbst genug zu tun und nicht die Ruhe für das Geschwätz von Weibern.

Dreiundzwanzig war sie. Ein junges Ding noch und doch schon älter als alt. Mit fünfzehn, gleich den ersten Tag nach ihrer Schulzeit, begann sie ihre Lehre als Verkäuferin. Im einzigen Laden des Dorfes. Der Schmollgruber führte alles, was fürs Leben im Dorf notwendig war. Alles. Von Butter und Mehl über Haushaltsgeräte bis hin zum Wintermantel. Die Sommerin wägte Obst, half beim Anprobieren, verkaufte Nachttöpfe und Rasendünger und führte, in jenen Minuten, in denen sich keiner der Dörfler zum Einkaufen fand, auch noch das Schmollgruber'sche Kassabuch. Einmal die Woche fuhr sie rein in die Stadt und besuchte die Berufsschule. Weil sie nach ihrer Lehrzeit nichts anderes fand, weil's schwer ist in der Gegend als Frau überhaupt Arbeit zu finden, blieb sie weiter beim Schmollgruber, die Sommerin. Für wenig Geld, das gerade zum Überleben reichte. Weil da nicht viel war an Geld, aber doch das bisschen Bedürfnis nach Unterhaltung, ließ sich die Sommerin ihre kleinen Vergnügungen öfters bezahlen. Von diesem oder jenem Burschen des Dorfes, die alle viel viel mehr verdienten als sie. Dies fiel ihr nicht allzu schwer, weil sie ja ein hübsches Ding war, wie ihr immer wieder versichert wurde. Mit zwanzig war die Sommerin schwanger. Meine Güte, wie schnell so was passiert. Sie war bestimmt alles andere als leichtsinnig, aber es passierte eben. Der Bursch wollte nichts wissen vor seiner Vaterschaft, sie nichts von Wegmachen und der Schmollgruber meinte, er könne nicht zwei durchfüttern und sprach von Schande, obgleich er selbst es oft genug bei der jungen Sommerin versucht hatte. Also lebte die Sommerin drei Jahre von Karenzgeld und Familienbeihilfe. „Fauls Luder“, hieß es im Dorf. „Lässt sich vom Staat aushalten“. Einzig die Mutter, die zu ihr hielt. Die hatte jetzt auch den Buben, während sie, die Sommerin im Zug saß und weit weg fuhr und für lange Zeit.

Draußen, vor dem Fenster des Abteils, wurde das Weiß immer weißer und dichter. In Schladming standen die Häuser bereits bis zur Nase im Schnee. Früher als gewohnt kam dieses Jahr der Winter. Und heftiger. Als hätte er nur gewartet auf das Kommen der Sommerin, setzte er sich gefräßig auf Dächer und Wiesen, gieriger mit jedem Kilometer, den es weiter in den Westen ging. Einzig einige Raben trotzten hin und wieder den weißen Massen, draußen, vor dem Fenster, hinter dem die Sommerin saß. Die ältere Dame aus Graz strickte und sprach immer wieder auf die Sommerin ein. Aber die Sommerin hörte kaum die Worte, die rauspurzelten da aus dem Maul ihr gegenüber. Ihr Denken galt nicht dem Jetzt. Das Denken der Sommerin weilte im Gestern. Und im Morgen. Bei ihrem Buben und wie's wohl werden würde, vier Monate fern ihm, eine ganze Tagesreise lang. Und es hatte nichts Schönes, ihr Denken ans Morgen.

Die Sommerin blickte öfters auf die Uhr. Aber langsam nur verstrichen die Minuten und ewig dauerten die Stunden. Der Weg streckte sich länger als die Kilometer sagten. In

Bischofshofen stieg die Dame aus Graz in einen anderen Zug um. Die Sommerin trug ihr den Koffer zur Türe. Die Dame bedankte sich, lachte und wünschte ihr, der Sommerin, viel Spaß in den Bergen. Die Sommerin versuchte zurückzulachen. Aber es gelang ihr nicht. Sie verzog nur ihre Lippen zu einem höflichen Grinsen. Schmerz fraß in ihr. Er war's, der lachte. Nie hätte sie gedacht, dass er so wehtun könnte, der Zwang des Weggangs. Wie froh war sie doch, vor zwei Monaten, als sie den Brief erhielt, in dem es hieß, dass sie, die Sommerin, die Stelle erhalten würde. Aufgeschrien hat sie vor Freude. Den Buben hat sie auf den Arm genommen und ist mit ihm durchs Zimmer getanzt. Weil sie nicht an Wunder glaubte, die Sommerin, hat sie schon gar nicht mehr damit gerechnet, dass ihr soviel Glück widerfahren könnte. Nachdem sie es zuvor schon Monat um Monat um Monat probierte. Wie oft hatte sie sich aus Leoben Zeitungen kommen lassen. Zeitungen, aus allen möglichen Gegenden. Und ist abends gegessen. Und hat die Stellengebote gelesen. Und hat Papier und Feder genommen und geschrieben. Und selten nur kam Antwort. Und wenn, dann hieß es stets: leider. Wie sollte sie, bei soviel Pech, noch an ihr Glück glauben? Aufgeschrien hat sie drum vor Freude. Und den Buben auf den Arm genommen und mit ihm durchs Zimmer getanzt. Und jetzt saß sie im Zug und Schmerz und Leid und Weh fraß in ihr.

Zwischen Bischofshofen und Zell am See saß die Sommerin allein in ihrem Abteil. Aber obwohl ihr nun niemand mehr gegenüber saß, der einredete auf sie, obwohl da nur das eintönige Rattern des Zuges war, gelang es ihr immer noch nicht, ihr Inneres zu beruhigen. Wie Blei hing Sehnsucht an ihr, ließ nicht ab. Dass sie nicht gehen hätte sollen, quälte es sie. Dass irgendwas passieren würde, irgendwas Schreckliches.

Obwohl die Sommerin noch nie so weit im Westen war, hatte sie keinen Blick für das Neue. Täler zogen draußen vorbei, wild. Und Berge, so hoch, dass man meinte, sie müssten droben die Sonne kratzen, die dünn am Himmel stand. Aber die Sommerin hatte kein Auge dafür. Und wenn sie doch zum Fenster raus sah, war es blind nur, der Blick, der ihr Dorf nur erschaute, das Haus der Mutter, ihren Buben, der sie mit großen Augen anstarrte.

Um die Bilder zu vertreiben und weil sie hungrig war, ging die Sommerin nach Zell am See in den Speisewagen. An einem kleinen Tischchen nahm sie Platz. Sie blätterte in der Karte, die da lag. Weil sie sich aber vorgenommen hatte, zu sparen und die Preise wenigstens dreimal so hoch waren wie im Dorfgasthaus daheim, hatte sie keinen Hunger mehr. Sie bestellte eine Flasche Bier. Sie blieb lange sitzen, die Sommerin. Und trank nur kleine Schlucke, um sich eine zweite Flasche zu ersparen. Kitzbühel. Wie oft hatte sie Menschen reden hören von diesem Kitzbühel, Jetzt war sie da, die Sommerin. Aber müde nur war ihr Blick raus aus dem

Fenster. Was auch. Ein Bahnhof, hässlich wie alle Bahnhöfe. Ja, wenn sie die Märchenprinzessin wär, auf die er hier nur warten würd, ihr Königssohn, dann säh die Sache anders aus. Aber an Märchen glaubte die Sommerin schon lange nicht mehr. Und an Prinzen schon gar nicht. Also war ihr auch Kitzbühel einerlei, kaum einen Blick wert.

Kurz nach Innsbruck ging die Sommerin zurück in ihr Abteil. Draußen begann es bereits zu dunkeln. Beinahe zwei Stunden noch hatte sie im Zug zu sitzen, zu warten, warten, nichts zu tun. Im Abteil saß ein Mann um die fünfzig. In Anzug und Krawatte. Er stand auf, als die Sommerin eintrat, fuhr sich durch Haar und grüßte. Die Sommerin grüßte zurück, setzte sich auf ihren Platz und schwieg. Kalt sei's, sprach der Mann, in einer Sprache, ungewohnt der Sommerin. Kalt, jaja, nickte die Sommerin. Er bot ihr eine Zigarette an. Die Sommerin lehnte ab. Obwohl sie die Zeitung nahm, die neben ihr lag und reinstarrte, ohne wirklich zu lesen, spürte sie, wie der Blick des Mannes auf sie gerichtet war, wie er sie mit seinen Augen auszog. Widerlicher Kerl, plärrte sie ihn an, Aber sie sagte nichts, natürlich nicht, tat nur weiter so, als wär sie vertieft in ihre Zeitung.

Ötztal, Landeck, St. Anton. Der Zug hielt in Dörfern, von denen die Sommerin ihr Lebtage noch nie was gehört hatte. Obwohl es draußen jetzt schon finster war, erhellte das Weiß des Schnees gespenstisch die Dunkelheit. Mehr als fünfhundert Kilometer war die Sommerin jetzt schon fern ihrem Buben, aber so schnell der Zug auch fuhr, ihre Sehnsucht wurd sie nicht los. Als es in den Tunnel ging, der kein Ende nahm, der sich unendlich zog, versuchte die Sommerin mit Zwang, Ruhe zu finden. Sie legte ihren Kopf zurück und presste die Augen zu. Und vertrieb auch die Bilder im Schädel, indem sie im Rhythmus des Zugratterns mit schrie: vier Monat nur, vier Monat nur, vier Monat. Und vielleicht hätt sie wirklich eingeschlafen, die Sommerin, hätt da nicht - noch eh der Tunnel zu Ende war - die Stimme aus dem Lautsprecher verkündet, dass sie gleich in Langen am Arlberg eintreffen würden. Die Sommerin stand auf, zog sich ihren Mantel über, nahm erst den Koffer und trug ihn zur Zugstür, dann die Reisetasche, trug sie zur Zugstür und wartete dann. Mit dem Ende des Tunnels hielt der Zug. Draußen brannten wenige Lichter. Die Sommerin öffnete die Türe, stellte ihren Koffer raus und dann ihre Tasche. Sie hatte hinter sich die Türe kaum wieder geschlossen, als der Zug, der sie herbrachte, auch schon weiterfuhr. Grußlos, ohne irgendetwas zu hinterlassen. Die Sommerin stand tief im Schnee. Allein. Der Bahnhof war kaum größer als der Bahnhof daheim, in ihrem Dorf. Die Sommerin nahm Koffer und Tasche, stapfte durch den Schnee über ein zweites Bahngleis und trat in den Raum, in dem Licht brannte. Der Warteraum war weiß getüncht und kalt und leer. Hinter einem Fenster saß ein Mann in Uniform. Die Sommerin klopfte ans Fenster. Der Mann öffnete. Wann der Bus nach

Zürs fahren würd, fragte sie. Der Mann lachte: „Für eine Urlauberin sind’s aber früh dran, Fräulein“. Dass sie nicht zur Erholung sondern zum arbeiten da sei, sagte die Sommerin. „Achso“, lachte der Mann wieder, „ja, dann“. Und dann erklärte er ihr, dass die Saison erst in sechs Tagen beginnen würd, nämlich das Wochenende vor Weihnachten. Und dass außerhalb der Saison nur dreimal am Tag der Bus rauf fahren würd, nach Zürs und Lech. Und dass sie noch eineinhalb Stunden warten müsse, wenn sie den letzten von heute noch nehmen möcht. Ähnlich wie bei dem Mann im Zug, fiel es der Sommerin auch beim Mann hinterm Fenster schwer, seiner Sprache zu folgen, sie zu verstehen. Trotzdem bedankte sie sich.

Die Sommerin setzte sich auf die Bank, schlug den Mantelkragen hoch, steckte ihre Hände in die Taschen und wartete. Der Raum war nicht geheizt. Wohl, weil noch nicht Saison ist, dachte die Sommerin. Sie fror. Als die Kälte trotz Mantel und Weste und Kleid und Unterhemd auf der Haut zu schmerzen begann, stand sie auf und ging, den Wänden entlang, den Raum ab. Mal so rum, dann wieder anders rum. Die Uhr, die den Warteraum beherrschte, hüpfte nach sechzig Sekunden laut zur nächsten Minute und verriet so der Sommerin, ohne dass sie auf das Ziffernblatt zu sehen hatte, den Gang der Zeit, die sie hier noch abzusitzen und -gehen hatte. Noch vierundsechzig Minuten, noch dreiundsechzig, zweiundsechzig. Gleich war’s sieben. Zu Hause würd sie den Buben jetzt füttern und dann waschen und dann ins Bett bringen. Und dann würd er sie, wie jeden Abend, bitten, ihm eine Geschichte vorzulesen, Und sie würd sich hinsetzen, auf sein Bett und würd aus den Büchern, die sie in der Stadt für ihn kaufte, lesen. Die Sommerin musste im Warteraum des Bahnhofes Langen am Arlberg plötzlich daran denken, wie schwer sich ihre Mutter mit Lesen tat. Und sie hörte ihren Buben nach seiner Mutter schreien. Und ihr war’s, als presste sich eine Träne in ihr Aug. Mit dem Mantelärmel fuhr sich die Sommerin über die Wangen und ging dann weiter, Schritt für Schritt für Schritt, die Kälte und die Schreie zu vertreiben.

„Jetzt können’s dann einsteigen, Fräulein“, rief der Mann hinterm Fenster. „Danke“, sagte die Sommerin, nahm Koffer und Tasche und ging aus dem Warteraum. Sie stieg in den Bus, der am vorderen Bahnhofseingang stand. „Nach Zürs“, sagte sie und zog ihre Geldbörse aus der Tasche. Sie zahlte den Fahrpreis und bat den Chauffeur, er mög sie doch bitte beim Zürser-Hof aussteigen lassen.

Außer dem Chauffeur und der Sommerin war kein Mensch mehr im Omnibus. Steil ging es den Berg rauf. Kaum schien sich der Bus von der letzten Kurve zu beruhigen, ging’s schon in die nächste. Der Sommerin war’s, als würd ihr gleich schlecht werden. Die Ketten des Busses knirschten das eine Mal im harten Schnee, rasselten das andere Mal auf den apert Stellen der

Straße. Eine ganze Zeit ging's dahin, in völliger Dunkelheit, eh einige Lichter eine Ansiedlung verrieten. Der Bus hielt. „So, da wären wir“, sagte der Chauffeur. Er half der Sommerin den Koffer aus dem Bus zu heben, eh er diesen weiterfuhr, leer, wohl ins nächste Dorf.

Die Sommerin stand vor einem riesigen weißen Klotz mit hunderten von dunklen Löchern. Nur wenige Fenster waren beleuchtet. Vier Monate wirst hier werken, in diesem Palast, sagte sich die Sommerin. Sie nahm Koffer und Tasche, schob sich mit dem Hintern die gläserne Eingangstür auf, schritt erst über Fliesen durch einen Vorbau und dann über Teppichböden in eine mächtige Halle. Niemand war zu sehen. Die Sommerin stellte Koffer und Tasche mitten in der Halle ab. Sie öffnete ihren Mantel. „Hallo“, rief sie schüchtern. Nichts rührte sich. „Hallo“, rief sie lauter als zuvor. In einer der vielen Türen erschien eine junge Frau, noch Mädchen fast. „Grüß Gott. Bitte?“. Dass sie morgen hier zu arbeiten beginnen sollt, sprach die Sommerin und suchte dabei in ihrer kleinen Handtasche nach dem Brief, den sie erhalten hatte, vom Hotel Zürser-Hof, vor zwei Monaten. Aber noch eh die Sommerin den Brief rausziehen konnte, war das Mädchen mit einem „Moment bitte“ verschwunden. Wieder stand die Sommerin allein in der riesigen Halle. Sie blickte hoch. Die Sommerin war sicherlich nicht klein gewachsen. Aber wenigstens zwei, wenn nicht gar drei von ihr hätten, der Höhe nach, da reingepasst. Und die einzelnen Wände waren so weit entfernt voneinander, dass man in diesem Raum ohne weiteres Ball spielen hätt können, wären da nicht die dicken Polstersessel überall gestanden. Dieser eine Raum hier, ein einzger Raum, ist größer, viel größer, als die ganze Wohnung der Mutter, das ganze Haus, in dem wir zu dritt leben, dachte sich die Sommerin. Und staunte. „Der Herr Direktor kommt gleich“. Das Mädchen von vorhin tauchte auf, sprach diesen einen Satz und war wieder verschwunden, Weil die Sommerin schon müde war, überlegte sie sich, ob sie sich nicht hinsetzen sollte. Weil sie aber meinte, dass das einen schlechten Eindruck machen könnt, blieb sie stehen. Zehn Minuten stand sie sicher, allein in der Halle, neben Koffer und Reisetasche, eh der Herr Direktor kam. Die Sommerin war überrascht. Er war ein Mann, der Herr Direktor, kaum älter als sie selbst. Dreißig höchstens. Sein Gesicht war braungebrannt. „Ah, sie sind also die ... na ...“. Die Sommerin nannte ihren Namen. „Jaja, eins der Zimmermädchen. Ich weiß“. Er redete schnell, der Herr Direktor, wirkte nervös. Er sagte, dass die Zimmer während der letzten Tage alle frisch tapeziert worden wären und dass darum jetzt, eine Woche vor die Gäste kämen, alles sauber geputzt werden muss. Und dass ihr, der Sommerin Revier, der zweite Stock sei. Und dass im übrigen ihr die Frau Rainer, die für die Gästezimmer zuständig sei, alles weitere erklären würd. Und dann sagte er noch, dass ihre Schlafstatt unterm Dach läg. Und weg war

er, der Herr Direktor, noch eh die Sommerin die Zeit und den Mut fand, dies und jenes zu fragen, was zu fragen sie sich vorgenommen hatte.

Die Sommerin sah sich um. Weil sie aber nirgends eine Tür fand, die aussah wie eine Lifttüre und weil da niemand war, den sie fragen hätt können, nahm sie Koffer und Reisetasche und begann die eine Seite der Marmortreppe hochzusteigen, die links und rechts der Halle je einen Anfang hatte. Im ersten Stockwerk setzte sie Koffer und Tasche ab und verschnaufte. Sie schlüpfte aus ihrem Mantel und legte ihn über die Reisetasche. Dann nahm sie erneut ihr Gepäck in die Hände und setzte weiter einen Fuß über den anderen, Stufe für Stufe. Achtzehn, hatte sie gezählt, als sie im zweiten Geschoß ankam, für dessen Sauberkeit sie künftighin verantwortlich sein sollte. Wieder stellte die Sommerin Koffer und Tasche ab. Sie ging einige Schritte den Flur rein und suchte den Lichtschalter, den sie auch fand. Meine Güte. War das ein Gang. Lang, lang, so lang, dass das andere Ende fürs Aug der Sommerin nur mehr halb so breit schien, wie jenes Ende, an dem sie stand. Türen waren da, links und rechts, unendlich viele Türen. Dazwischen Grünzeug. Und, an den Wänden, Bilder. Die Sommerin öffnete eine der Türen. Sie knipste das Licht an. Eine nackte Glühbirne erhellte den Raum. All die Gegenstände - Bett wohl und Kasten und Tisch und Stühle - waren in der Mitte des Zimmers zusammen geschoben und mit weißen Tüchern verdeckt. Auf dem Boden lagen Tapetenreste. Wenn alle Zimmer so aussehn, gibt's viel zu tun, die kommende Woche, dachte sich die Sommerin eben, als sie, von einer lauten Stimme angefahren, aufschreckte. „Was machen's denn hier?!“. Die Sommerin drehte sich um. Eine Frau stand vor ihr, einen Kopf wohl kleiner als sie, und doch so groß und kräftig, dass die Sommerin zu stottern begann. Das Zimmermädchen sei sie, das neue, das Zimmermädchen, hier, für diesen Stock hier. „So“, sagte die Frau. „Na, dann kommen's“. Die Sommerin drehte das Licht im Zimmer ab, schloss die Tür, nahm Koffer und Tasche und schnaufte hinter der Frau weitere zwei Stockwerke hoch. „Das ist ihr Zimmer. Und da drüben ist Bad und Klo“, sprach die Frau. Und dass es morgens um halb sieben Frühstück gäb und dass um sieben mit der Arbeit begonnen würd.

Die Kammer der Sommerin war eng. Auf der einen Seite, unter einer holzvertäfelten Dachschräge, befand sich ein Bett. Ihm gegenüber ein Kasten. Und unter dem Fenster stand ein kleines Tischchen mit Stuhl. Fertig. Die Sommerin stellte Koffer und Tasche ab, setzte sich aufs Bett und heulte. Heftig schüttelte es sie. Und lange dauerte es, bis sie sich erfangen hatte, bis sie beruhigt hatte ihr über Stunden gemartertes Inneres. Sie erhob sich, legte Koffer und Tasche auf jenen Platz, auf dem sie eben selbst noch saß und begann ihre Sachen im Kasten zu verstauen. Bald elf war's, als sie endlich fertig damit war, ihr Kleid auszog, in den Bademantel schlüpfte und sich waschen ging.

Als sie im Bett lag, die Sommerin, fiel ihr ein, dass sie dringend einen Wecker bräuchte. Wie sollt sie um sechs erwachen, nach dem Tag heut? Sie sah, wie sie am nächsten Morgen zwei Stunden zu spät zur Arbeit kam, wie die Frau von vorhin sie anlärte und wie der Direktor sie zurückschickte, heim in ihr Dorf.

Sie schlief schlecht, die Sommerin, diese erste Nacht an ihrem neuen Arbeitsplatz. Heftig waren die Träume, die sie da träumte. Zwischen der Sorg um ihren Buben und der Angst vor dem morgigen Morgen rannte sie hin und her, ihre Qual. Immer wieder starrte die Sommerin auf die Uhr an ihrem Handgelenk. Zwei. Drei. Halbfünf. Um sechs stand sie auf, ohne wirklich geschlafen zu haben. Draußen war's noch finster. Trotzdem erblickte die Sommerin, als sie aus dem Fenster sah, Berge, schneebedeckte, so hoch, wie sie sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte.

Die Halle war leer, wie am Abend zuvor. Aus einer offenen Tür drang aber das Klappern von Geschirr und der Geruch frisch gebrühten Kaffees. Die Sommerin trat ein durch diese Tür. An einem Tisch saßen bereits zwei Frauen, die frühstückten. Die Sommerin ging hin zu ihnen, stellte sich vor und fragte, ob sie Platz nehmen dürf. Die beiden Frauen waren Wäscherinnen. Und Büglerinnen. Beide kamen sie aus Kärnten. Die Sommerin berichtete von ihrem gestrigen Kommen und wie schlecht sie schlief heut Nacht. Ach, das legt sich, da wirst dich schon dran gewöhnen, sagten die beiden Frauen, die bestimmt schon über dreißig waren. Und das x-te Mal schon auf Saison, wie sie erzählten.

Kurz vor sieben saßen acht Frauen an den Tischen und zwei Männer. Die käm aus Jugoslawien und die dort aus dem Burgenland und das, das sei eine Polin, wurd die Sommerin von den beiden Frauen, an deren Tisch sie saß, aufgeklärt. Etwas abseits saß an einem Tisch die Frau, die gestern Abend die Sommerin so erschreckte. Und am selben Tisch saß das Mädchen, das die Sommerin gestern empfing. Und noch eine Frau saß da. Die eine, die kleine, stämmige, das sei die Rainer, die Wachhündin, die 's Hauspersonal beaufsichtigen würd. Und die beiden anderen, das seien die vom Büro.

Punkt sieben war's, als die Frau, die Rainer hieß und die sie Wachhündin nannten, aufstand und in die Hände klatschte. Die Männer und Frauen erhoben sich. „Ivanka! Du kümmerst dich um die Neue“. Das jugoslawische Mädchen winkte der Sommerin zu: komm!

Eine ganze Woche lang putzte die Sommerin Zimmer. Eins ums andere. In der Früh begann sie und schaffte zwei bis mittags. Nachmittags begann sie wieder und schaffte zwei weitere bis abends. Dazwischen, nach dem Mittagessen, legte sie sich eine Stunde hin, sich von den Mühen des Vormittags zu erholen. Und um die fehlenden Stunden der Nacht einigermaßen

einzubringen. Denn noch immer quälten ihren Schlaf Bilder der Angst. Da gab's keinen Traum, drin zu rasten, sondern nur Delirien. Von Bäumen sah sie ihren Buben fallen, auf Asphaltflächen und liegen dann, mit zertrümmertem Schädel. In Gräben und Jauchegruben erschaute sie ihn, aufgedunsen sein Bauch oder zerfressen sein Leib von Gewürm. Sie schrie auf in den Nächten, oft, wie die Zimmernachbarinnen ihr sagten. „Habt ihr einen Sohn?“, fragte die Sommerin ihre Kolleginnen dann, wenn diese lachten über die Träumerin. Oh ja, sie hatten. Viele von ihnen. Aber sie waren sie schon gewohnt, die Barbarei der Saisonarbeit, den Weggang von ihren Kindern für Monate. Längst hörten sie sie schon nicht mehr, die Schreie der Kleinen. Was auch. Was hätten sie denn machen sollen? Daheimbleiben, in ihren Dörfern, bei ihren Söhnen und Töchtern und gemeinsam mit diesen hungers dann sterben? Nein. Sie hörten sie nicht mehr, die Schreie. Wollten sie nicht hören. Einzig die Sommerin, erstmals weg von ihrem Buben, verschloss noch nicht Ohr und Kopf und Herz, hielt offen noch ihre Sinne.

Obwohl's in der Wohnung der Mutter ein Telefon hatte, rief die Sommerin selten nur zu Hause an. Und wenn, dann nur kurz: Hallo, wie geht's? Grüß dich, mein Schatz. Sei brav. Und folg der Oma. Das Reden über sechshundert Kilometer fiel nicht nur schwer, es kostete auch viel Geld. Also setzte sich die Sommerin lieber am Abend hin und schrieb: Mein kleiner Liebling. Wenn die Oma dir diesen Brief vorliest, dann ist die Mama schon wieder fest am arbeiten. Freilich wär sie viel lieber bei dir. Aber schließlich muss man Geld verdienen, um leben zu können. Und um Geld zu verdienen, muss man arbeiten. Die Mama arbeitet und verdient Geld, jetzt, damit wir beide dann, wenn sie zurückkommt, die Mama, unser Leben leben können, du und ich, so, wie wir uns unser Leben vorstellen. Sie schrieb oft an ihren kleinen Sohn, die Sommerin, wenngleich sie wusste, dass er das Wenigste von dem nur verstehen konnte, was sie da schrieb. Aber das Schreiben half ihr, für Stunden wenigstens, ihr Leid zu vergessen, beruhigte ihr schlechtes Gewissen, Und was auch hätt sie anderes machen sollen als schreiben, in diesem Dorf, in dem es in dieser ersten Woche ohnehin nichts anderes gab als Arbeit und Schlaf. Mehr Arbeit allerdings als Schlaf.

Am Abend des dritten Tages war's wohl, als sie erstmals nicht mehr konnte, die Sommerin. Sie saß in ihrer Kammer und dick rannen Tränen über ihre Wangen, so sehr schmerzten die Teile, die äußeren wie die inneren. Beim Schmollgruber, damals, da hatte sie mit Menschen noch zu tun. Hier nur mehr mit Kästen und Böden, mit Fenstern und Spiegeln. Und die waren leblos alle, stumm, stummer noch als Fische. Da gab's kein Stück das fragte: na, Sommerin, wie geht's denn? Da gab's nur Dreck. Dreck, der die Sommerin zwang, ihren Rücken zu krümmen, ihn zu strecken, auf allen Vieren zu kriechen. Als würd die Rainer leibhaftig im

Nackten ihr sitzen, so schmerzten der Sommerin die Schultern, krampften sich Kreuz und Steiß, brannten die Füße. „Es muss!“, trommelte sie ein ihrem Schädel und wischte sich die Nässe aus dem Gesicht. „Die andern schaffen’s auch“. Und sie zwang sich, ans Geld zu denken, das sie verdienen würd. Und an das, was sie alles anfangen würd, mit dem Verdienen. „Es muss“, befahl sie ihren müden Gliedern, ihrem wunden Innern und legte sich hin und schrubhte und wischte und fegte und polierte die nächsten Tage weiter Zimmer um Zimmer um Zimmer. Zwei am Vormittag, zwei am Nachmittag.

Die Zimmer waren alle geputzt, das Haus auf Hochglanz gebracht. Kellner und Serviererinnen, Köche, Schankburschen und Tellerwäscher kamen. Und dann, das Wochenend vor Weihnachten, die ersten Touristen. In dicken Karossen fuhren sie beim Zürser-Hof vor. Gott, müssen die Geld haben, dachte sich die Sommerin. Die Zettel hinter jeder Zimmertür hatten ihr verraten, dass die Gäste für ein Doppelbett, in dem sie drei Mal schlafen, genau so viel bezahlen müssen, wie sie in einen Monat an Gehalt bekommt. Man stelle sich das vor, sagte sich die Sommerin. Die legen sich da drei Mal zum schlafen rein und legen dafür ein Geld hin, mit dem ich einen ganzen Monat lang mich und meinen Buben durchzufüttern hab. Die Sommerin war keine Kämpferin. Und schon gar keine Klassenkämpferin. Hätt man sie gefragt, die Sommerin, sie hätt nicht mal gewusst, was das bedeutet: Klassenkampf. Aber doch spürte sie erstmals so was wie Wut. Wut über soviel Ungerechtigkeit.

Nach drei Tagen war das Hotel voll, die Zimmer sämtliche besetzt. Aus aller Welt kamen die Gäste. Weil die meisten von ihnen morgens lange schliefen, begann die Sommerin erst um zehn mit ihrer Arbeit im Stock. Die Stunden zuvor verbrachte sie im Keller, in der Wäscherei, mit den Verstauen und Sortieren von Bettbezügen, Handtüchern, Tischdecken.

In den Zimmern selbst ging die meiste Zeit nicht fürs Putzen auf, sondern dafür, Ordnung in die Unordnung der Gäste zu bringen. Hosen lagen da herum und Hemden, Schuhe standen verstreut im Raum, über den Sesseln türmten sich Jacken, Kleider, Mäntel. Die Sommerin räumte die Dinge alle fein säuberlich auf ihre Plätze, Tag für Tag, eh sie begann, Bad und Klo zu putzen, Handtücher und Bettzeug zu wechseln, über Kästen und Spiegel zu wischen und mit dem Staubsauger über die Teppichböden zu fahren. War sie fertig mit den Zimmern, ging’s wieder runter in den Keller, zur Wäsche.

Wenn die Sommerin abends dann in ihrer Kammer unterm Dach saß, war’s ihr, als hätt sie keine Füße und keine Beine mehr, so sehr hatte sie sich diese tagsüber aus dem Leib getreten. Nur ihren Kopf, den spürte sie, Und die Läufe drin, das Schlagen an die Schläfen.

Am Weihnachtsabend lud die Hoteldirektion zur Feier. Die Gäste in die Bürgerstube, das Personal, das an diesem Abend nicht im Einsatz war, in den Fernsehraum, in dem ein Weihnachtsbaum stand. Die Rainer, die Wachhündin, trug ein kurzes, schwarzes Kleid, das sie noch kleiner und stämmiger machte, als sie ohnehin war. Sie sprach einige Sätze über Liebe und Geborgenheit und drückte dann auf einen Knopf des Gerätes, das neben ihr stand. „Stille Nacht“ ertönte es, gesungen von einem Knabenchor. Nach dem Lied wurden die Gläser gefüllt, die Rainer sagte „gesegnetes Fest“ und „Prost“ und man trank. Dann ging die Rainer von Stuhl zu Stuhl und drückte jedem der Anwesenden ein Kuvert in die Hand. Auch der Sommerin. Obwohl diese das erste Mal erst im Zürser-Hof war und noch kaum zwei Wochen. Wie alle anderen auch, stand die Sommerin auf, als die Rainer auf sie zukam und bedankte sich höflich fürs Kuvert und die Segenswünsche. Nachdem die Rainer die Runde durchhatte, wünschte sie noch einen schönen Abend und ging. Im Kuvert befanden sich zwei kleinere Geldscheine, die gerade ausgereicht hätten, an der Hotelbar zwei Glas Sekt zu trinken.

Die Sommerin blieb eine halbe Stunde vielleicht sitzen, eh sie rauf stieg, vier Stockwerk hoch, in ihr Zimmer, sich an das Tischchen setzte und zu schreiben begann: Mein Herz, Weihnachten ist, Heiliger Abend. Und ich nicht bei dir. Verzeih. Ich möcht dir gut sein als Mutter. Ob ich's wirklich bin, weiß ich nicht. Die Zukunft wird's weisen. Weihnachten. Und ich hab kein Geschenk für dich. Geschenke sind nicht alles, wirst du sicherlich selbst bald feststellen. Trotzdem schicke ich dir das erste Ersparte. Es ist nicht viel. Zwei Papierfetzen nur. Trotzdem: halt sie in Ehren. Und denk an deine Mama, die dich jetzt ganz fest umarmt.

Draußen lag dick und breit der Schnee, weiß und prächtig. Tagsüber, wenn die Sonne am Himmel stand, glitzerte es und blinkerte es, soweit das Auge reichte. Die Gäste hatten ihre Freude am diesjährigen Winter. Nur an der Sommerin lief's Wetter vorbei, unbemerkt. Wohl sah sie, wenn sie beim Zimmerputz ihr Schauen zum Fenster raus warf, wie draußen die Touristen im Schnee stapften, wie sie die Hänge runterrutschten, wie manche einfach im Weiß lagen und sich von der Sonne bestrahlen ließen. Und hin und wieder war da sicher der Wunsch, es diesen gleichzutun. Aber sie wusste von der Unmöglichkeit dessen und deswegen war es ihr einerlei, das Wetter, Schnee und Sonne.

Wenn sie abends, nach getanem Tag, mal eine halbe Stunde spazieren ging, was sie selten nur tat, weil die Stunden zuvor zur Genüge sie marschierte, dann war's finster schon, fuhr kein Schilift mehr, waren die Touristen verschwunden bereits, in Speisesälen, Bars und Schwimmhallen. Und tagsüber gab's keine Chance, raus zu kommen. Saisonarbeit im

Gastgewerbe, das hieß harte Arbeit, Woche für Woche, ohne freien Tag dazwischen. Das hatte sie bereits kapiert, die Sommerin.

Mit den Hotelgästen kam das Zimmerpersonal wenig nur in Berührung. Es wurde gewartet bis sie auf der Piste sich befanden oder im Restaurant saßen oder bei der Massage waren, die Touristen, eh man die Räume zu säubern begann. So wusste die Sommerin selten nur, für wen sie da putzte, wie sie aussahen, die Menschen, deren Schmutzwäsche sie wegräumte. Und sie begann sich ihr eignes Bild zu machen von den jeweiligen Zimmerbewohnern, auf Grund von Schuhen und Kleidern, den Flecken in den Leintüchern, den hin gespieenen Resten in den Waschbecken. Fettsäcke sah sie dann vor sich. Stinker und Pockennarbige. Aussätzige, mit Eiterbeulen auf Oberschenkeln und Bauch und Brust. Wie staunte sie, wenn sie das eine oder andere ihrer Wahnbilder mal leibhaftig vor sich sah. Da war nichts Ungepflegtes. Groß und mächtig wirkte ein jedes, gehüllt in kostbare Stoffe und umgeben von Düften, edlen.

Ob Sonntag, ob Mittwoch, ob Freitag, die Tage der Sommerin glichen sich, wie ein Ei dem anderen gleicht. Da gab's keine Überraschungen. Die Arbeit war's, die den Rhythmus der Sommerin, bestimmte. Und diese Arbeit verlief in geregelten Bahnen, ließ Neuigkeiten selten nur zu. Nach der Nacht, der oft durchwachten und der kurzen Zeit des Frühstücks, gab's den langen Tag der immerfort gleichen Handgriffe: Betttuch runter, Betttuch rauf. Kissen abziehen, Kissen anziehen. Aschenbecher leeren, wischen, staubsaugen. Erst Zimmer zweihundertelf, dann Zimmer zweihundertzwölf, dann Zimmer zweihundertdreizehn ...

Das Schlimme war, dass die Sommerin nie so etwas wie einen Erfolg ihrer Arbeit sah. Wohl war's nach zwanzig Minuten wieder sauber, aufgeräumt das Zimmer, wenn die Sommerin zulange. Aber da war niemand, der sagte: schön. Und vor allem: am nächsten Morgen war alles zerstört. Zerstört, wie all die Morgen davor. So gab sie es bald auf, Gefühl in ihr Tun rein zu stecken, die Sommerin. Die ersten Tage, da hatte sie sich bemüht, die Farbe des Tischtuchs der des Bettbezugs anzupassen. Da hing sie in die Badezimmer Handtücher, die sich nicht mit den Kacheln schlugen. Da stellte sie die Blumenvase so hin und den Aschenbecher so. Aber was sollte es?! Das merkte ohnehin keiner. Also ließ sie es, machte ihre Arbeit zwar, sauber und genau, um ja keinen Grund zur Rüge zu liefern, aber ohne Liebe, ohne jede Beziehung. Und so wurde ihre Arbeit zum täglichen Zwang, zur Routine. Wurde der Tag täglich noch länger, unendlich lang die beinahe noch vier Monate.

Silvester gab's ein großes Fest. Für die Gäste. Die ganze Nacht durch spielte eine Musikkapelle. Das Personal feierte in den Zimmern unterm Dach. Wenige Stunden zuvor wurden die Dezemberlöhne ausbezahlt. Man kaufte, im Supermarkt, den es im Dorf gab,

Wein und Schnaps und Sekt. Die Sommerin ging bei der Gehaltsauszahlung leer aus. Weil sie erst kurz da sei, würden ihr die Dezembertage im Januar dazu geschlagen. Der Sommerin war's recht. So konnte sie nichts ausgeben. Sie trank bei der und der einen Schluck mit. Und bald schon verabschiedete sie sich. "Kopfschmerzen", sagte sie und ging und legte sich nieder, in dieser Silvesternacht, eh 's neue Jahr überhaupt noch begann. Aber sie schlief nicht, die Sommerin. Obwohl sie vier Stockwerk hoch überm Speisesaal lag, tanzte sie mit im Rhythmus der Musikkapelle, ihren Buben in ihren Armen und dachte daran und träumte davon, wie schön es wär, Geld, viel Geld zu haben.

Wenngleich sie nur Zimmermädchen war, die Sommerin, aber halt jung noch und hübsch, startete sie mancher der Gäste, der überraschend ins Zimmer kam, das sie eben säuberte, gierig an. Oder er klopfte ihr gar mit seinen Händen auf den Hintern. Und eben weil sie nur Zimmermädchen war, die Sommerin, konnte sie wenig nur dagegen tun. Ihr Wehren hatte leise zu erfolgen, still, unmerklich fast.

In der zweiten Woche des neuen Jahres war's, als die Sommerin, nach dem Zweisiebzehn, ins Zweiachtzehn ging. Es war, wie jeden Morgen, elf schon vorbei, als sie ins Zimmer trat. Sie räumte dies weg und jenes und wollte eben ins Bad, als sie merkte, dass da wer im Bett lag. Der Mann, mittleren Alters und gut aussehend, der ihr zuvor schon mal auffiel, weil er sie freundlich anlachte, was selten genug nur vorkam, blickte sie an, die Sommerin und sagte, dass er sich nicht wohl fühl. Verzeihung, sagte die Sommerin und wollte aus dem Zimmer gehen. Sie soll ruhig weitermachen, sie würde ihn nicht stören, sagte der Mann. Die Sommerin ging ins Bad. Sie wechselte die Handtücher, wischte über den Spiegel, als sie draußen das Drehen des Schlüssels im Türschloss hörte. Als sie nachsah, sah sie den Mann, der eben noch im Bett lag, wie er vor der Zimmertür stand, breit, und lachte. Er war nackt. Wie sie heiße, fragte der Mann die Sommerin. Die Sommerin sagte nichts. Der Mann kam langsam auf die Sommerin zu. Er lachte freundlich. Die Sommerin versuchte ihm auszuweichen, als er nach ihr greifen wollte. Zweimal gelang ihr dies auch. Dann stand sie in einer Ecke des Zimmers und konnte nicht mehr aus. Vor ihr, der Mann. Er presste sie an sich und küsste ihr auf den Hals. Die Sommerin ließ mit sich geschehen. Der Mann knöpfte der Sommerin den Mantel auf, dann das Kleid. Die Sommerin stand in Slip und Busenhalter da und rührte sich nicht. Der Mann zerrte sie rüber zum Bett, auf das er sie niederdrückte. Die Sommerin hatte die Augen geschlossen und lag da, steif wie ein Brett. Der Mann küsste sie auf Beine und Bauch und Brüste und Gesicht. Komm du, komm, mach mit. Ich gebe dir, soviel du willst, atmete er schwer und küsste sie wieder von oben bis unten ab. Die Sommerin lag da, wie tot. Aber so leicht ließ er nicht ab, der Mann. Er nahm eine Hand der Sommerin

und legte sie um seinen Penis, der steif und dick und fest. Du, he, du, du, du, keuchte er und stöhnte er und bestimmte den Rhythmus, in dem die Sommer'sche Hand ihn zu befriedigen hatte. Dann, mit einem unterdrückten Schrei, ließ er ab von ihr. Die Sommerin spürte die Nässe auf ihrem Bauch, die sich dick und schleimig anfühlte und die runter rann, links und rechts von ihrem Nabel, aufs Laken. Zehn, fünfzehn Sekunden lag sie still, eh sie die Augen öffnete. Der Mann lag neben ihr, erschöpft. Sie stand auf vom Bett, wischte sich im Badezimmer mit Klopapier die Nässe vom Bauch und zog sich dann Kleid und Mantel wieder an. Als sie Staubsauger und Kübel nahm und aus dem Zimmer gehen wollte, sagte der Mann: warte. Er richtete sich auf, griff in seine Jacke, die neben dem Bett lag, zog daraus einen Geldschein und hielt ihn der Sommerin hin. Hundert Mark waren es. Die Sommerin stand einen Moment still und überlegte, was tun. Denn stellte sie Kübel und Staubsauger auf den Boden, nahm das Geld, steckte es in ihre Tasche, hob Kübel und Staubsauger wieder auf und ging aus dem Zimmer. Im Nebenraum, im Zweineunzehner, setzte sie sich aufs Bett und wusste nicht, ob sie weinen sollte oder lachen.

Die Sommerin erzählte niemandem, was ihr im Zimmer zweihundertachtzehn geschah. Wohl überlegte sie sich eine Zeit lang, ob sie sich nicht beschweren sollte, ob sie nicht die Rainer bitten sollte, wen anderen mit der Reinigung dieses Zimmers zu beauftragen. Aber welchen Sinn hätte das schon gehabt. Was zählte sie schon, die Sommerin, ein Zimmermädchen nur, gegen die Macht des Gastes, dem sich alles, alles unterzuordnen hatte. So ließ sie es. Und schwieg. Nahm still hin die Demütigung ihres Leibes. Fragte sich sogar, ohne den Gedanken allerdings ernsthaft weiterzuverfolgen, ob's auf die Art nicht leichter wär, sein Geld zu verdienen. Ob der Unterschied gar so groß, seinen Körper selbst zehn Stunden am Tag zu malträtieren oder ihn, kurz nur, von anderen malträtieren zu lassen. Als die Sommerin drei Tage nach dem Vorfall auf der Stiege ihrem Peiniger begegnete, kannte der sie nicht mehr, blickte durch sie hindurch, als wär sie gar nicht vorhanden. Wieder entstand in der Sommerin ein Gefühl der Wut, des Zornes. Sie ärgerte sich, dass sie sich vor drei Tagen mit dem Hundert-Mark-Schein, den sie erst ja gar nicht nehmen wollte, begnügte. Dass sie damals nicht sagte: mehr, mehr, mehr.

Mit ihren Kollegen und Kolleginnen hatte die Sommerin wenig Kontakt. Wohl sah man sich kurz beim Frühstück und Mittagessen, wohl saß man abends mal mit dieser oder jener eine halbe Stunde beisammen. Aber Zuneigung oder gar Freundschaft konnte sich da nicht entwickeln. Zu unterschiedlich waren die Interessen, zu müd die Leiber.

Weil die eine aus dem Winkel kam und die andere aus dem genau entgegengesetzten, war's schon schwer genug, eine Sprache zu finden, eine gemeinsame, in der man sich verständigen konnte über Belanglosigkeiten. Wie aber sollte man da wohl tiefer gehen? Dazu kam, dass da einerseits Mädchen waren, die gerade sechzehn, andererseits Frauen, die sechzig schon bald. Die einen wollten Musik, laute, die anderen ihre Ruh. Da gab's wenig an Gemeinsamkeiten nur. Und so gab's auch wenig nur an gegenseitiger Hilfe. Denn ein jeder fühlte sich als ein bisschen was Besseres als der andere: die Inländer gegenüber den Ausländern, die Einheimischen gegenüber den Steirern, die Männer gegenüber den Frauen. Und, selbstverständlich, die vermeintlich Oberen gegenüber den vermeintlich Unteren: die Köche gegenüber den Küchengehilfen, die Zahlkellner gegenüber den Schankburschen, die Rainerinnen gegenüber den Zimmermädchen. Und weil's da nichts gab an Zusammenhalt, kein Ziehen an einem gemeinsamen Strick, kam es immer mehr zu diesem Tuscheln hinter vorgehaltenen Händen, zu bösen Blicken, zu Neidgefühlen. Man gönnte dem anderen nicht das bisschen Trinkgeld. Man meinte, der oder jener würd weniger an Leistung bringen, als man selbst wohl brachte. Und man schielte argwöhnisch nach dem Nebenmann, ob der nicht vielleicht doch einen Groschen mehr verdienen könnt, als man selbst verdiente.

So schlich sich Misstrauen zwischen Wäscherin und Büglerin, zwischen Putzfrau und Hausdiener, zwischen Stubenmädchen und Stubenmädchen. So baute man Feinde sich auf, die eigentlich nicht Feinde waren. Und vergaß hinter diesen vermeintlichen Feinden den wirklichen. Ihn, der sie alle nieder drückte und klein hielt, der sie zehn Stunden am Tag rücksichtslos hetzte, der sie alle zusammenhaute, über Jahre, zu Wracken.

Von Tag zu Tag wurden der Sommerin die Tage noch länger. Bald schon schienen sie kein Ende mehr zu nehmen. Vier Wochen war sie jetzt da, im Hotel Zürser-Hof. Aber ihr war's, als wären es vier Jahre schon, so langsam, unendlich langsam, gingen ihr die Stunden. Beinah jeden Abend saß sie, müd und ausgezehrt, in ihrer Kammer und starrte dumpf nur vor sich hin. Sie hatte nicht die Kraft, irgendetwas zu tun. Und auch nicht die Lust dazu. Selbst die Briefe an ihren Buben wurden immer weniger. Vier Wochen war sie erst da, vier unendlich lange Wochen. Noch zwei hatte sie hinter sich zu bringen, eh sie den ersten Lohn erhalten würd. Und der würd so aussehen, dass sie damit sich und den Buben und die Mutter grad dreißig, vierzig Tag durchfüttern würd können. Für was also das alles, fragte sich die Sommerin. Für was? Und sie zweifelte daran, ob sie das bis April aushalten würd. Und immer öfter wuchs in ihrem Innern ein Gefühl der Wut und des Zornes. Einer ohnmächtigen Wut allerdings. Ein ohnmächtiger Zorn.

Der Schneider Karl war der Haushandwerker vom Zürser-Hof. Er reparierte tropfende Wasserhähne, wenn die Heizung nicht funktionierte, rief man ihn und er kannte sich beim Elektrischen aus. Sie, die Sommerin, schien dem Schneider gut zu gefallen. Und auch er, der Schneider, war kein Unguter, schien's der Sommerin. Er war in ihrem Alter etwa. Drei, vier Jahre vielleicht älter als sie. Und obwohl er ein Einheimischer, ein Vorarlberger, gab er sich nicht als solcher. In der vierten oder fünften Woche war's, als der Schneider nachts zur Sommerin in die Kammer kam. Der Sommerin wars nicht unrecht. Lieber der Schneider, als ihre Wahnbilder, ihre Sehnsucht, ihre Angst, sagte sie sich.

Sie redeten wenig, die Sommerin und der Schneider. Aber sie verstanden sich gut. Als der Schneider aber nach dem Beischlaf aufstand, sich anzog, aus seinen Taschen eine Tafel Schokolade und eine Zigarettenpackung zog, die Dinge der Sommerin aufs Bett legte und gehen wollte, rief ihm die Sommerin nach, dass er nie mehr zu kommen brauch. Und sie nahm Schokolade und Zigaretten und warf beides dem Schneider hinterher. Aber sie traf ihn nicht. Sie traf nur die Tür, weil der Schneider von draußen diese bereits hinter sich zugezogen hatte. Als die Sommerin am nächsten Morgen nach dem Frühstück dem Schneider die Schokoladetafel und die Zigarettenpackung in die Hand drückte, entschuldigte der sich. Er hätte es nicht böse gemeint, sagte er. Und er hätt geglaubt, sie sei so eine, weil sie doch eine Steirerin sei und ein Kind hätt und ledig, sagte er. Und nochmals entschuldigte er sich. Trotzdem kam er nachts nicht wieder in die Kammer der Sommerin, der Schneider.

In den Zimmern der Gäste starrte der Sommerin aus jedem Winkel Geld entgegen. Unordnung wohl, aber doch Geld, Reichtum. Es schien, als würd eins das andere bedingen. In ihrer Kammer, da war alles sauber, hatte alles seinen festen Platz. Aber sie hatte ja auch nichts, was sie rumliegenlassen hätt können. Ihre wenigen Kleider hing sie sorgfältig über Bügel und verstaute sie im Schrank. Ihre Geldbörse, in der sich ein Hundert-Mark-Schein, die Restgroschen der Herfahrt, die paar Trinkgelder befanden, steckte sie jeden Morgen tief unter die Matratze ihres Bettes. Hier jedoch, in den Gästezimmern, hier lagen dicke Pelze, achtlos hingeworfen über Stühle. In Jacken und Hosen ertastete die Sommerin prall gefüllte Brieftaschen. Brillantringe, Halsketten aus Perlen, Nadeln und Broschen aus Silber, aus Gold, aus Wer-weiß-was, stauten sich auf Schminktischen und Nachtkästen. Anfangs dachte sich die Sommerin nichts ob dieser Verschwendung. Sauerei, sagte sie höchstens. Und sorgte für Ordnung. Und räumte die Dinge auf ihren Platz. Später war's die Wut, die hochkam, ob soviel Ungerechtigkeit. In den Badezimmern öffnete sie hin und wieder ein Fläschchen der kostbar dreinblickenden Parfüms und roch daran. Später nahm sie einen Tropfen auf ihre Finger, auf ihre Stirn, an ihren Hals. Weiter aber ging die Versuchung nicht. Noch nicht.

Noch machte die Sommerin einen großen Bogen um Brieftaschen und Pelze und Schmuck. Aber mit jedem Tag, den es ihr schlechter ging, mit jedem Tag, der länger noch ihr schien als der vorige, wurd kürzer, enger ihr Weg um diese Dinge des Reichtums. Und in Gedanken bereits sah sie sich nehmen ein Stück, und noch eins, das mehr brachte ihr, in Gedanken, als hundert mal hundert ihrer Tage des Buckelns und der Ordnung.

Die Wachhündin, die Rainer, ging einmal am Tag durch die Stockwerke. Sie öffnete jede einzelne Zimmertür und warf ihren kontrollierenden Blick auf Betten und Kästen, auf Fenster und Böden, auf Tische, auf Spiegel, auf Lampenschirme. Und sie hob dann leicht ihren Kopf, zog zwei-, dreimal tief Luft durch die Nase, so den rechten Geruch im Raum zu prüfen. Wenigstens ein Zimmer in jedem Stockwerk inspizierte sie genauer, Tag für Tag ein anderes. In den Badezimmern prüfte sie den Glanz von Wannen und Becken und Fliesen. Mit ihren Fingern fuhr sie über Zierleisten, trat dann hin ans Fenster und sah, ob sich nicht Staubkörnchen in ihren Poren fanden. Und manchmal war's ihr nicht zu blöd, sich auf den Fußboden zu legen, um die Ordnung unter Betten und Kästen zu erschauen.

Im Stockwerk der Sommerin gab's da nichts auszusetzen an Glanz und Duft und Sauberkeit. Da spiegelte alles, war jedes Stück geputzt und auf seinem Platz. Aber es war, als würd die Rainer eben dies stören, diese Ordnung, als würd's ihr gegen den Strich gehen, dass da nichts auszusetzen war an der Sommerin. Denn ihr Blick gegenüber dem Zimmermädchen war bö. Und es schien der Sommerin, wenn ihr Aug das Aug der Rainer traf, als würd diese nur fieberhaft nach einer Möglichkeit suchen, ihr eins über hauen zu können. Dass ein Zimmermädchen ihr Haar unter einem Tuch zu verbergen hätt. Und dass es sich für ein Zimmermädchen nicht schick, ihre Arbeit mit gestrichenen Lippen zu tun, griff die Rainer nach Kleinigkeiten, obwohl jedes der Zimmermädchen sein Haar unverdeckt trug und geschminkt war.

Die Sommerin nahm sie hin, die Sticheleien und Demütigungen. Sie entschuldigte sich gar, versprach Besserung. Aber wenn sie abends dann im Zimmer saß, dann wusste sie, dass nicht mehr lang sie all das ertragen würd, nicht mehr lang. Dabei lagen vor ihr noch mehr als einhundert Tage bis zum Ende der Saison, mehr als hundert mal zwölf, mehr als tausendundzweihundert Stunden also.

Wenn die Sommerin abends im Badezimmer war und Kopf und Rumpf und Glieder duschte und vom angestauten Schweiß des Tages befreite, stand sie lange vor dem Spiegel dann und starrte den Leib an, der sich ihr da zeigte. Sie suchte nach Spuren, suchte nach den Bissen, die die Arbeit auf ihrer Haut hinterlassen haben musste. Aber da war nichts. Ihr Fleisch

schimmerte noch immer in der Farbe der reifen Marille. Ihre Brüste waren noch immer klein und fest. Und um Bauch und Oberschenkel spannte noch immer sich straff die Haut. Da zeigte sich nichts Schlaffes. Da hingen keine Fleischfetzen übereinander, waren keine Striemen, keine blutunterlaufenen Stellen zu sehen. Weil sie aber müd war, die Sommerin und weil ihre Glieder schmerzten, sah sie vor sich ihre ausgemergelten, eingefallenen Wangen, erblickte sie Krampfadern und Wasser in Gelenken, erschaute sie im Spiegel dunkle Flecke auf Armen und Beinen, Hautlappen, die anstelle der Brüste bis untern Bauch ihr hingen. Nicht ihren eignen Leib sah sie, der sie da anstarrte aus dem Spiegel raus, sondern die Leiber ihrer Kolleginnen, die zehn, fünfzehn Jahre schon auf Saisonarbeit in den Zürser-Hof kamen. Nicht der jetzige Sommerleib war's, sondern der Sommerleib von in zehn-, fünfzehn Jahren, der sich da der jungen Sommerin im Spiegel zeigte. Keine Dreiundzwanzigjährige erschaute sie, sondern eine Vierzigjährige. Eine Vierzigjährige, die aussah wie hundert. Und wann immer die Sommerin diese Bilder im Spiegel sah, sagte sie „nein“ und „nie wieder“. Und sie versprach ihren Gliedern, dass es das erste Mal, aber das letzte Mal war. „Ich will nicht mit dreiundzwanzig mein Leben schon hinter mir haben“, schrie sie ihre Spiegelbilder an. Und sie überlegte, wie sie die Zeit bis Ende April wohl ertragbarer gestalten könnte. Aber sie fand keine Antworten, soviel sie auch nachdachte.

Weil die Arbeit vom Kopf der Sommerin bald wenig nur mehr abverlangte, rasten in ihrem Schädel irre Gedanken während sie putzte und polierte, wischte und saugte. Mit Messern sah sie sich einstechen auf die Rainer. Und sah diese dann liegen, blutüberströmt. Und die Sommerin sah sich dann niederknien über diesen kleinen, dicken Leib und sah sich mit Genuss aufschlitzen der röchelnden Rainer ihren Bauch. Und während sie sah dies, putzte sie heftiger noch, die Sommerin, wischte sie wilder noch, als gelte es, die Rainer mit Tuch und Fetzen und Bürste zu würgen, sie mit Glanz und Politur niederzumachen.

Die Sommerin erschrak nicht mal mehr über ihre Wahnbilder. Im Gegenteil: sie erfreute sich daran, genoss sie. Sie versüßten ihr Leid, ihr Weh. Für Augenblicke wenigstens vergaß sie so ihre schmerzenden Glieder, ihre Müdigkeit, die Eintönigkeit ihres Tuns. Weil die Bilder aber nicht immer von selbst sich einstellten, zwang die Sommerin mit Gewalt sich, solche zu schaffen. Mit dem Staubfetzen schlug sie solange auf den Kasten, bis dieser zum Hotelgast wurd. Und der Fetzen zum Vorschlaghammer. Und wenn das, was einmal Mensch, zertrümmert, zerbröselte vor ihr lag, Staub nur mehr, nahm sie den Sauger und saugte ins Gerät hinein, was Kopf und Hals und Rumpf und Glieder einst. Und sie lachte dabei, die Sommerin. Und manchmal summte sie sogar bei ihrer Arbeit. Oder sang laut.

Zürs lag hoch. Sehr hoch. Die Luft im Dorf war dünn. Sah man die Sommerin vor fünf Wochen und sah man die Sommerin jetzt, man hätte meinen können, der Höhenkoller hätte sie gepackt. Sie redete mit keinem mehr. Nicht mal von ihrem Buben erzählte sie mehr. Sah man sie abends aus dem Badezimmer kommen und in ihre Kammer gehen, hatte sie rotgeränderte Augen, die nass waren. Dafür hörte sie der, der tagsüber durch den zweiten Stock ging, hinter Türen Lieder singen, laut und fröhlich fast. „Ja,ja. Das haben wir alle durchgemacht“, sagten die Frauen, die länger schon als die Sommerin, die Jahre, Jahrzehnte schon hier. Und: „Das legt sich wieder“. Aber es legte sich nicht bei der Sommerin. Im Gegenteil. Es wurde immer schlimmer.

Als die Sommerin das erste Mal in eine fremde Briefftasche griff, schlug ihr das Herz bis rauf in den Hals. Ihr war's, als ob gar nicht sie selbst es sei, die da im Zimmer stand, als wär's eine andere, die das dicke Bündel an Geldscheinen anstarrte, das rauslugte da aus dem Leder. Die Sommerin spürte, wie trocken ihr Mund und wie schnell ihr der Atem ging. Sie zwang sich, das Bett zu beziehen, zwang sich, wegzusehen. Aber der Blick der anderen, die nicht sie war, fiel immer wieder rüber, auf den Tisch, auf dem die Geldtasche lag. Die Sommerin ging zur Tür, schaute auf den Gang. Da war niemand. Ihr Atem ging noch rascher. Sie zitterte, als sie einen Schein nahm. Sie steckte ihn wieder zurück, nahm ihn dann doch. Und dann einen zweiten. Schnell ging sie zum Bett und beutelte Decken und Kissen und strich wie irr das Leintuch glatt. Weil die Geldscheine in der Manteltasche ihr zu unsicher schienen, weil sie meinte, sie könnten sich selbst so verraten, zog die Sommerin einen Schuh aus, legte die zwei Scheine in diesen, eh sie wieder reinschlüpfte in ihn. Rasch säuberte sie das Zimmer zu Ende. Dabei pochte es und dröhnte es in ihr. Und die Finger wollten und wollten nicht das tun, was die Sommerin ihnen auftrag. Und erst als sie im nächsten Raum die Türe hinter sich geschlossen hatte, gelang es ihr, durchzuschnaufen, Atem und Herzschlag etwas zu beruhigen. Weil damit aber auch der Sommerin Denken zurückkehrte, verfluchte sie die andere, die sie da eben trieb. Und sie überlegte sich, das Geld hinzubringen, wo sie es her hatte. Und lange putzte sie und wischte sie, bis sie sich sagte, dass bei der Fülle die zwei Scheine gar nicht auffallen würden, bis sie vollends beruhigt hatte ihr Inneres, bis sie nicht mehr zitterten, ihre Glieder. Und als sie sich am Abend in ihrer Kammer die Schuhe auszog, unter der Matratze ihre Geldbörse hervorholte und die zwei Scheine aus dem Schuh zum Übrigen gab, da waren sie bereits abgefallen, die Narben der Gewissensbisse. Ja, sie sagte sich sogar, die Sommerin, dass sie recht gehandelt hätte, dass sie sich nur genommen hätte, was ihr ohnehin zustehen würde.

Mit offenen Augen lag die Sommerin im Bett. Unter sich, durch die Matratze hindurch, glaubte sie, ihre Geldtasche zu fühlen. Und sie sah vor sich, wie diese Geldtasche zu praller Größe wuchs. In Gedanken kaufte sie ihrem Buben all die kleinen Dinge, die bisher nur Wünsche geblieben, unerfüllte, Sie steckte ihrer Mutter Geld in die Taschen und sagte: nimm, nimm nur. Und sich selbst sah die Sommerin, wie sie ihre müden Glieder ausstreckte und diese von der vollen Sonne bestrahlen ließ. Und erstmals in all den Tagen schien's ihr, dass sie ruhig fast in den Schlaf fiel.

Weil am nächsten Tag nichts geschah, weil da niemand schrie von Diebstahl und weil auch am übernächsten Morgen kein Blick und keine Geste ihr verraten hatten, dass sie vielleicht entdeckt worden sein könnte, griff die Sommerin wieder zu. Eine Jacke, die sie über einen Bügel eben hängte, fühlte sich schwerer an als Jacken sonst und um die eine Tasche herum war der Stoff mächtig ausgebeult. Also steckte die Sommerin ihre Hand rein in diese Tasche und sagte sich, dass sie blöd wär, wenn sie's nicht tät. Wohl war da wieder das heftige Pochen ihres Pulses, wohl zitterten wieder ihr die Finger, aber das war ein Luftzug nur im Vergleich zum Sturm von vor zwei Tagen, als es ihren Leib schüttelte und beutelte. Diesmal waren's größere Scheine, die sie nahm, die Sommerin. Ausländische. Und sie tat sich auch nicht mehr die Mühe an, ihre Schuh auszuziehen, sondern steckte das Geld unter Mantel und Kleid in ihren Büstenhalter.

Auf Ende Januar ging's zu. In vier Tagen würd's den ersten Lohn geben. Sechs Wochen sind's dann, dass sie Dienst tat, die Sommerin. Sechs Wochen, in denen sie von der Früh bis in die Nacht auf den Füßen stand, ununterbrochen. Die Sommerin lachte böse, wenn sie daran dachte, welch Butterbrot sie dafür erhalten sollt. Da ritt die Arbeit sie, Tag für Tag, wie eine Schindmähr zusammen und dafür würd sie lumpige Groschen nur erhalten. Und müsst noch Dank sagen, vielen Dank. Wie gut, dass sie nahm, was sie kriegen konnte, dachte sich die Sommerin. Und griff zu, wo's ihr nur möglich war.

Wohl war da immer noch ihr unendlich langer Tag, wohl schmerzten täglich mehr noch ihr die Glieder, wohl war da weiterhin das bissige Geschau der Rainer, aber die Sommerin glaubte einen Weg gefunden, wegstecken zu können all die Qual, ertragen zu können all ihr Leid. Sie nahm, wo sie meinte, dass es übrig. Sie nahm, was sie meinte, dass ihr zu stünd. In ihrem Kopf überschlugen sich Bilder und Zahlen, purzelten wild durcheinander. Sie erdachte sich die Monateinkünfte von Hotelgästen. Und die Leistung, die diese erbrachten dafür. Die Lohnzettel des Hoteldirektors und der Rainer sah sie. Und deren billiges Kriechen vor Stärkeren, ihre gespielte Stärke vor Schwächern. Und die Sommerin stellte ihr eignes Tun

dem allem gegenüber: das tausendfache Beugen ihres Rumpfes zum Wohle der Touristen, das Rauspressen aller Kraft aus ihren Poren und Zellen und Nerven, die Hingabe, die Züchtigung ihres Leibes im Dienste des Zürser-Hofes. Und sie bemühte ihren Kopf, Leistung und Verdienst in ein gerechtes Verhältnis zueinander zu bringen. Und griff dann rein in fremde Taschen und nahm sich, was sie errechnete zuvor. Bezahlte selbst sich ihren Lohn so. Entschädigte sich selber für die tagtäglich zwölfstündige Krümmung ihrer Glieder. Und auch für die Zeit danach, für die Wochen und Monate, die sie brauchen würd, diese Glieder wieder gerade zu biegen. So stopfte sie Schein um Schein in ihre Geldbörse unter der Matratze. Und der Sommerin schien's plötzlich gar nicht mehr so unmöglich, doch bis Ende April durchzuhalten, doch noch weitere drei mal dreißig Tag hindurch zu martern und zu quälen höllisch ihren Leib.

Weil aber stets die Kleinen es sind, die erwischt werden, die Groschendiebe, die ohnehin nur nehmen, was dringend sie brauchen, während unbehelligt die nur bleiben, die ganze Länder und Landstriche räubern und plündern, wurde jäh gestoppt der Sommerin Zukunft. Am Januarletzten war's, an dem Tag, an dem sie erstmals ihren Lohn ausbezahlt bekommen hätten sollen.

Weil ihr Nehmen fast zur Routine ihr schon wurde, weil bei ihren Griffen in fremde Taschen kein schlechtes Gewissen sie mehr ritt, wurde unvorsichtiger die Sommerin in ihrem Tun, leichtsinnig fast. Was auch. Nichts war passiert in den letzten zehn Tagen. Nichts war geschehen seit dem Tag damals, als erstmals sie zugriff. Die haben soviel, die spüren das gar nicht, sagte sich die Sommerin. Und griff immer tiefer.

An dem Tag damals, am Monatsletzten, saß sie vor dem Schminktisch des Zimmers zweieinundzwanzig. Vor sich, geöffnet, eine Schatulle, die überquoll vor Schmuckstücken, prächtigen. Die Sommerin kontrollierte dies und jenes und überprüfte im Spiegel die Wirkung. Und sie schwankte in ihrer Entscheidung zwischen einem zarten, silbernen Ring, der mit einem dunklen Stein besetzt war und einem Ohrgehänge. Weil's der Sommerin schwer fiel, einem von beiden Stücken den Vorzug zu geben, nahm sie beide. Das Schmuckstück fürs Ohr steckte sie in ihre Tasche, während sie den Ring über ihrem Finger ließ. Sie schloss die Schatulle, erhob sich vom Stuhl und mit einem Gefühl rechtschaffener Zufriedenheit beinahe, putzte sie fertig erst dies Zimmer, dann das nächste, das übernächste und dachte schon gar nicht mehr an den Ring, den sie am Finger trug, als sie runter ins Büro gerufen wurde. „Zahltag!“.

Die Rainer saß hinter einem Tisch. Eine Kasette stand da, in der sich dicke Briefkuverts stauten. Die Sommerin trat hin zum Tisch. Die Rainer schob ihr einen Block und einen Kugelschreiber rüber und sagte: unterschreiben! Dann griff sie rein in die Kasette, die Rainer, und zog das Kuvert raus, auf dem der Sommerin Name geschrieben stand. Die Sommerin bückte sich über den Tisch und kritzelte ihren Namen unter die Zahlen, die da auf dem Block standen. Sie legte den Kugelschreiber zur Seite und wollte nach dem Kuvert greifen, als die Rainer ihre Hand festhielt. Die Sommerin sah die Rainer an, aber die starrte auf der Sommerin Hand, auf ihre Finger, auf den Ring. Als die Rainer langsam ihren Blick hob und das Aug der Sommerin traf, zuckte dieses. Der Sommerin war's, als würd all ihr Leibesblut in den Kopf ihr steigen. Ihr Gesicht wurd heiß, begann zu glühen. Woher sie den Ring hätt, fragte die Rainer. Dass es ihrer sei, sah sich die Sommerin antworten. Aber sie sagte nichts, schwieg nur. Und immer roter wurd ihr Kopf. Die Rainer schickte eins der Büromädchen nach dem Direktor. Noch immer hielt sie die Hand der Sommerin fest umgriffen. Dass sie's gewusst hätt, dass sie's schon immer gewusst hätt, sprach sie. Und: „Du Luder!“.

Als der Direktor kam, sagte die Rainer nichts. Sie hielt ihm nur die Hand der Sommerin hin, auf der ein Ring strahlte, ungewohnt für ein Zimmermädchen. Der Direktor sah die Sommerin an. Die hielt aber seinem Blick nicht stand und starrte auf den Boden. Wieder war da die Frage, woher er sei, der Ring. Und wieder schwieg die Sommerin. Der Direktor sagte, er wolle kein Aufsehen. Er würd keine Polizei holen, wenn die Sommerin ihm verrat, wie es kam. Noch immer schwieg die Sommerin. Gut, sagte der Direktor. Dass dann halt all die Hotelgäste an ihr vorbeimarschieren würden. Die Besitzerin, die wahre, die würd ihn schon erkennen, ihren Ring. Die Drohung des Direktors wirkte. Die Sommerin schluckte den Speichel, der im Mund ihr stand und nannte dann, ohne Stimme, die Zimmernummer. „Zweihunderteinundzwanzig“. Dabei griff sie mit ihrer linken Hand in die Manteltasche und zog daraus das Ohrgehänge und hielt es der Rainer hin. Und dann löste sie den Ring von ihrem Finger und gab ihn ebenfalls der Rainer. Und dann stand sie da, die Sommerin und spürte gar nichts mehr. In einem Meer von Nebeln fühlte sie sich, in dem sie sank, tiefer, immer tiefer.

In der Dachkammer packte die Sommerin ihre wenigen Sachen in Koffer und Reisetasche. Mechanisch waren all ihre Bewegungen, müde. Und starr war ihr Blick. Selbst der Griff unter die Matratze hatte nichts hoffnungsvolles mehr, wie die Tage zuvor. Der Sommerin war alles eins.

Sie stieg die Treppe runter, die Sommerin, in ihren Händen schwer ihr Gepäck. Aber sie spürte es nicht, das Gewicht von Koffer und Tasche, setzte nur einen Fuß vor den anderen, ging. In der Halle stellte die Sommerin Koffer und Tasche ab. Sie wollte ins Büro, ihren Lohn holen. Aber sie ging nur drei Schritte. Ach, was soll's. Ich brauch ihn nicht. Und: die geben ihn mir ohnehin nicht, treten mit Füßen mich noch, wenn ich gekrochen komm. Sie nahm Tasche und Koffer und ging. Und sie sah nicht die Blicke von der. Und sie sah nicht die Blicke von der. Und auch nicht das Geschau vom Schneider sah sie, der unter der Eingangstür eine neue Birne in die Fassung drehte und aufblickte, als sie ging, die Sommerin.

Im Bus saß die Sommerin auf dem hintersten Platz. Als wär jedes Leben erstorben in ihr, hing sie da und stützte ihren Kopf schwer in die Scheibe. Überflüssig kam sie sich vor, zu nichts nutz. Jedes mal, wenn in eine Kurve es ging, dann sah sie unter sich, hundert Meter tief, Abgründe. Sie flehte an die Bremsen: versagt doch. Sie kniete vor dem Chauffeur: drück dein Aug zu, für Sekunden nur. Aber nichts geschah, nichts. Weder Bremse noch Chauffeur erhörten die Bitten der Sommerin. Der Bus hielt vor dem Bahnhof Langen am Arlberg. Die Fahrgäste stiegen alle aus. „He, sie!“, rief der Chauffeur nach hinten. Die Sommerin erhob sich, nahm Koffer und Tasche und ging gleichfalls.

Wie der vom Kranken, der Monate lag und dann erstmals vom Bett sich hebt, war der Gang der Sommerin. Wie tastend, setzte sie einen Fuß vor den anderen. Aber nicht sie war's, die ging, sie ließ einfach gehen ihre Beine. Wie gelähmt auch schien ihr Schauen. Und ihre Worte. Ob sie wohl mit D-Mark bezahlen könne, hörte sie sich fragen, als der Mann hinterm Fenster den Fahrpreis nannte. Ihre Stimme schien von weit her zu kommen, klang tonlos. Ausnahmsweise, sagte der Mann. So legte die Sommerin hin den Schein, den sie erhalten hatte von einem Gast, dafür, das er ihren Nabel als Spucknapf missbrauchte. Legte ihn hin, den Schein, weil die heimischen Münzen nicht ausgereicht hätten, eine Zugkarte bis Leoben zu lösen.

Als sie kam, vor sechs Wochen, war kein Mensch in diesem Raum. Nur sie, die Sommerin. Und die Kälte. Jetzt war es gefüllt, das Wartezimmer. Und geheizt. Aber die Sommerin sah nicht die Menschen, die da standen und saßen. Sie hörte nicht ihr Reden. Und spürte nicht die Wärme. Traumhaft, wie auf Wogen, zog alles vorbei an ihr. Sie erschaute nicht Einzelheiten. Wer sie sah, die Sommerin, vor sechs Wochen und wer sie sah jetzt, der hätt meinen können, sie wär kleiner geworden. Sie stand da, in einer Ecke des Raumes, zwischen Koffer und Tasche und rührte sich nicht. Hielt nur hin ihren Schädel der Welt, auf dass einer komm und ihn ihr runter trenn vom Hals.

Als der Zug einfuhr in die Station, war die Sommerin die letzte, die den Warteraum verließ. Alles drängte sich rein in die Türen, in die Wärme, versuchte einen Platz zu finden im Abteil. Nur der Sommerin war's eins, ob sie sitzen sollte oder stehen oder liegen. Ob Kälte oder Wärme, was sollt's ihr. Als hätt sie ihr Leben längst hinter sich, so dumpf war ihr Blick. Leere schwamm in ihren Augen. In wenigen Stunden nur schien fremd geworden ihr die Welt.

Im Waggon ging die Sommerin nicht weit. Das erste Abteil war gefüllt, das zweite, das dritte. Also ließ sie es, das Weitersuchen. Was auch. Was brauchte sie gepolsterte Sessel. Im Korridor stellte sie ihren Koffer zwischen zwei Türen und setzte sich drauf. Und starrte die Wand an, ihr gegenüber. Als wär ihr Inneres eine einzige Wunde, kauerte sie da, die Sommerin. Jede Empfindung schien erstorben, tot. Nicht mal Wut oder Zorn oder Hass spürte sie. Nichts spürte sie mehr. Nichts.

Der Schaffner stand neben der Sommerin. Er wartete. Weil sich diese aber nicht rührte, sagte er nochmals, diesmal lauter als zuvor: ihren Fahrschein! Später Abend war's. Weil draußen dicht Finsternis lag, erschaute die Sommerin im Fenster ihr langsames Aufstehen. Ihren Kopf erst, dann ihren Leib. Sie sah die Blässe ihres Gegenübers, die Haarsträhnen, die ins Gesicht da hingen. Sie schaute selbst sich zu, wie sie langsam in die Tasche griff und die Fahrkarte raus zog. Und wie sie diese dem Mann, der da im Fenster neben der Frau stand, wie sie sie diesem hinhielt, die Fahrkarte. Und sie sah, wie der Mann den Schein nahm und ihn entwertete, während die Frau dastand, ihren Arm immer noch gehoben und sie, die Sommerin, anstierte. Ob ihr nicht wohl sei, fragte der Schaffner. Die Sommerin verstand nicht. Er wiederholte seine Frage. Nein, nein, sagte die Sommerin. Nein, nein. Als aber der Schaffner im nächsten Abteil verschwunden war, presste sie ihre Stirn ins Fenster und tief in ihr begann es zu weinen. So fest, dass es ihre Schultern und ihre Arme nur so beutelte.

Der Sommerin war's besser. Ihr schien's, als wär er mit ihrem Heulen runtergerutscht, der Klotz, der im Hals ihr saß und ihre Gurgel schnürte. Sie öffnete das Fenster und ließ vom zugigen Nachtwind Stirn und Schläfen sich kühlen. Wie aus einem trägen, kriechenden Nebel stiegen Bilder ihr auf. Und Gedanken. Ihren Buben sah sie, ihre Mutter, ihr Dorf. Und den Weggang und die Tage, die unendlich langen, der letzten sechs Wochen. Und ihren Leib sah sie, ihre Nerven, ihr Inneres, ihr Herz. Wund gerieben alles, zu Tode gebeutelt von eben diesen Tagen. Sie setzte sich hin, die Sommerin, auf ihren Koffer, sie nahm aus der Tasche Papier und Bleistift und sie begann zu schreiben: Mein Sohn, mein Alles.

In Bischofshofen stand der Zug. Die Sommerin faltete das voll geschriebene Blatt und steckte es in ihre Tasche. Dann erhob sie sich vom Koffer. Ihr Rücken schmerzte vorn ungewohnten Sitzen. Aber es war ein Weh, das nicht weh tat. Nicht mehr. Die Sommerin hatte sich abgefunden mit ihm, fast schon angefreundet.

Draußen wurden Waggons abgehängt. Sie müssten auf den Zug aus Salzburg warten, hieß es. Es würd etwa eine Stunde dauern. Der Sommerin war's recht. Sie schlüpfte in ihren Mantel, nahm ihre Handtasche und stieg auf den Bahnsteig. Koffer und Tasche ließ sie im Zug.

Eine finstere Nacht war's. Der Himmel hing in dunklen Fetzen. Kein Stern war zu sehen. Die Sommerin stapfte zwischen einem Schienenstrang im Schnee. Dass sie dem Zug, der sie heimbringen sollte, nach Leoben, dass sie diesem Zug ein Stück vorausgehen würd, hatte sie zuvor beschlossen.

An manchen Stellen lag der Schnee tiefer und die Sommerin versank bis an die Waden. Und an manchen Stellen war er wie weggefegt und sie spürte unter ihren Füßen die dicken Balken. Ein Eiswind wehte. Er blähte den Mantel der Sommerin. Er hob sie fast hoch. Er peitschte sie. Er schlug ihr ins Gesicht, immer wieder, wollt sie zur Umkehr zwingen. Aber die Sommerin trotzte ihm. Was einmal in den Kopf sie sich gesetzt, das führte sie auch aus. Sie lachte, die Sommerin. Sie begann zu singen. Sie sang Lieder, die sie sang, Tage zuvor, in den Zimmern, die sie putzte. Sie sang laut, lauter, noch lauter. Ein Schreien war's beinah, als sie meinte, dass er gleich da sein müsst, der Zug, der sie heimbringen sollt in ihr Dorf. Trotz ihrer Lieder hörte sie fern sein Schnaufen, sein näher kommen. Gleich müsst er da sein, gleich, gleich. Sie drehte sich nicht um. Sie hörte nur. Trotz ihres Singens. Sie hörte und sang und ging und ging und ging. Finster war die Nacht. In dunklen Fetzen hing der Himmel. Kein Stern war zu sehen. Und er pfiß, der Wind, peitschte, schlug zu.

Am nächsten Tag, noch kaum sieben war's und langsam erst wich die Nacht und machte Platz dem Morgen, hielt der Personenzug, der jeden Tag um diese Zeit von Radstatt nach Bischofshofen fuhr, an, eh er noch sein Ziel erreichte.

Was denn sei, was es gäb, warum man halt, fragten die Männer, verschlafen noch, die da auf dem Weg zu ihrer Arbeit waren. Eine Leich, hieß es, tot. Alle stiegen sie aus und gingen Leichschauern. Unterm Schnee, verweht vom Sturm der Nacht, lugte dort ein Trumm raus und dort. Schwer zu sagen nur mehr, ob Arm oder Bein. Liebeskummer, ja, ja, nickten die Schauer bedeutungsvoll wissend ihre Köpfe. Die Lieb, ja, ja, die Lieb ist ein Luder. Sie sahen sich satt, stiegen wieder ein in die geheizten Waggons und dösten wie zuvor müd vor sich hin. Die Polizei wurd verständigt. Der Zug fuhr weiter, rein nach Bischofshofen.

Die Gendarmen, die kamen, suchten die Umgebung ab. Sie trugen Teile zusammen. Eine schöne Leich, sagte einer. Er brachte den Kopf der Toten, der fünfzig Meter weg vom Gleis lag. Es war ein junges Gesicht. Ein hübsches Gesicht. Es schien fröhlich, schien zu lachen. Als ob's aus voller Kehle singen würd, so offen standen die Lippen, zeigten sich die strahlend weißen Zähne. Eine schöne Leich, eine wirklich schöne Leich, sagte er nochmals, der Gendarm, der den Kopf der Toten brachte.

In einer Tasche fanden die Gendarmen einen Ausweis, der ihnen verriet, dass die Tote eine gewisse Sommerin, aus einem Dorf in der Steiermark, in der Nähe von Leoben. Und eine Geldtasche fanden sie, die Gendarmen. Und sie wunderten sich, die Gendarmen. Denn in der Geldtasche da fanden sich nur ausländische Scheine. Mark und Dollar und Gulden. Und kaum heimisches Geld. Und einen Brief fanden sie da, in der Geldtasche, die Gendarmen: Mein Sohn, mein Alles. Und sie lasen da vom langen Sterben einer jungen Frau. Von einem Sterben, das vor sechs Wochen begann, an einem Montagmorgen in aller Herrgottsfrüh. Von einem Tod, der erzwungen wurde von einem Dorf, das den Leuten nichts bot, keine Chance zu leben. Und einem anderen Dorf, das den Leuten vorgaukelte, nur dort, in eben diesem Dorf, könn man leben, das aber nicht zuließ, dass dort der Mensch dem Mensch ein Mensch sein konnte. Vieles verstanden sie nicht, die Gendarmen, was da geschrieben stand. Nur die Satzsätze, die begriffen sie: sei stark, mein Sohn! Lass dich nicht unterkriegen! Ja, das verstanden sie, die Gendarmen. Dass man stark sein muss. Dass man sich nicht unterkriegen lassen darf. Von nichts und niemandem. So fluchten sie zwar über das junge Ding da, das sich in ihrem Revier vor den Zug geworfen hatte, schimpften wohl, weil sie die paar Kilometer weitergehen hätten können, die Leich, rüber, zu den Radstättern. Weil aber Schnaps Schnaps und Dienst Dienst und weil sie sich nicht unterkriegen lassen wollten von so was, nahmen sie's hin, mehr oder weniger leicht. Und erzählten sich, wie sie's ihren Alten, wie sie ihre Frauen nannten, wie sie's ihnen die letzte Nacht wieder gegeben hatten. Und sie lachten dabei sogar.

HERBST

Ein Hundsjahr war's. Im Feber grünte es, im Mai presste Schnee die Blüten ohn' Erbarm. Nass klebten sommers die Hemden an schweißigen Leibern, eh die Flut kam und alles ersoff. Ein Hundsjahr, ein elendigliches. Herbst erahnte es schon das Jahr zuvor. Seine Wetterföhligkeit schmerzte ihn mehr denn je. Krämpfe in Venen, Schläfenklopfen, Herzesrasen. Kaum eine Nacht winkte, darin zu rasten. Zum Tag wurd der Schlaf ihm. Zur Qual der Traum.

Herbst war das, was man landläufig ein gestandenes Mannsbild, einen Kerl im besten Alter nannte. Fünfzig. Fünf mal zehn Jahre baute er sein Leben. Davon schleppte er sieben Mal fünf Jahre seinen Leib frühmorgens aus dem Haus, hin zur Arbeit, und brachte abends heim ihn wieder. Ohne Fluch, ohne ein Wort der Klag je. Im Gegenteil. Schließlich lag zwischen Morgen und Abend Herbsts Alles. Das, was er unter Leben verstand: Arbeit, Können, Entwicklung. Herbst war stolz. Auf sich, auf seine Leistungen. Darauf, ihn geschafft zu haben, den Aufstieg vom Lehrbuben zum Vorgesetzten. Beseelt vom Gefühl rechtschaffender Zufriedenheit schob auch Herbst sonntags seinen Ansatz von Bauch rund durch die Gassen der Stadt und promenierte mit im Reigen glatter Glückseligkeit.

Die Schneiderei erlernte Herbst vor fünfunddreißig Jahren. Er war das Kind unscheinbarer Leute. Der Vater ein Sattler ohne Aufträge. Hunger trieb um im Haus. Die Eltern waren stolz fast, als Herbst in der Stadt einen Lehrplatz fand. Ein Maul weniger zu füttern. Klein war der Betrieb, in dem Herbst lernte. Beinah so klein und unscheinbar wie die Sattlerei des Vaters. Weil zuvor jahrelang ein höllischer Krieg umging, saß Entbehrung breit und gefräßig auf dem Rücken des Städtchens. Wenig feine Sachen nur gab's da neu zu schaffen. Viel aber zu flicken. Herbst lernte schnell. Sein Meister, jung noch an Jahren, kaum das Alter habend, Herbsts Vater sein zu können, war zufrieden. Schließlich gab Herbst, was er geben konnte. Und mehr noch. Auch Herbst war zufrieden. Eine eigene Schlafkammer, freie Kost, was brauchte er mehr. Und für jeden geflickten Rock gab's zusätzlich 'nen Groschen. So lernte Herbst früh schon zu kämpfen, neben seinem, auch für das Leben seines Herrn. Und lernte zu vergessen, nach dem Krieg der Völker, auch den Krieg der Klassen.

Mit den Jahren, die kamen, wurd's besser. Alles. Toll trieb bald schon um im Land der Fraß, der jahrelang vermisste. Die Löcher in den Bäuchen der Städtler, in Därmen und Mägen, gedroschen einst vom Hunger, füllten sich. Und die Löcher in den Jacken wurden nicht mehr gestopft. Herbst nähte neue Jacken. Der kleine Handwerksbetrieb wuchs zur kleinen Fabrik.

Nicht mehr einzig für die Städtler, fürs ganze Land wurden bald schon Jacken geschaffen. Und Hosen. Und Hemden. Vergessen, wie der Sturm von gestern, die Untat, die umging noch vor kurzem und zu Brei zermalmte, was ihr in die Pranken kam. Verdrängt die Jahre der Barbaren, die zur Wunde schlugen gestern noch Land und Mensch. „Hurra, wir leben!“, dröhnte es aus feisten Mäulern. „Wir haben’s geschafft!“, brüllten einst gewürgte Kehlen. Der ewige Aschermittwoch wurd zum täglichen Sonntag, die Leere zur prallen Fülle. Es ging aufwärts. Herbst stieg vom Schneidergehilfen zum Chef des Nähsaals. Produktionsleiter, sein Titel. Was er selbst einst schuf, das schufen andere jetzt für ihn. Frauen, Mädchen, Kinder noch fast. Achtzehn-, neunzehnjährig kamen sie. Aus dem Osten Österreichs erst, aus dem Südosten Europas später. Sie kamen voller Hoffnung, sich im Städtchen ihre Welt zu schaffen, klein mitzunaschen am großen Überfluss.

Herbst war ein pflichtbewusster Mensch. Den Aufstieg des Betriebes sah er untrennbar mit seinem Sein verbunden. Er war die Fabrik, die Fabrik war er. So kontrollierte er, schrie er, tobte er. Näher stets dem Meister, dem Besitzer der Fabrik, denn seinen Steirerinnen und Tschuschen, stapfte Herbst irgendwo im luftleeren Raum, hoch droben über den Klassen und holte raus aus seinen Poren und Nerven, was immer er gut hielt für den Betrieb. Und presste raus dies auch aus den Leibern der anderen. Nie erlahmte zwischen sieben Uhr morgens und sechs Uhr abends seine Kraft. Elf Stunden am Tag wenigstens galt Herbsts Denken Jacken und Hosen und Hemden. Und mehr Jacken, mehr Hosen, mehr Hemden. Sein einz’ger Horizont: Wäsche. Jede Pore seines Leibs richtete er aus danach. Verleugnend seine Herkunft, verbergend diese hinter Worten, hingeklatscht wie „hier, dein Fraß!“ jenen, die Herbst unter sich glaubte, bewegte er zwischen den Gräben des Schlachtfeldes sich. Nie wär in den Sinn ihm gekommen, sich als einer der ihren zu fühlen, wenn er durch die Reihen der Näherinnen schritt, hier was aussetzend, dort ein schroffes Wort hinplärrend. Alles aber gab Herbst für den Händedruck des Meisters, für sein lobendes Schulterklopfen.

Unermüdlich trieb es Herbst nach oben. Nach unten tretend, stieg er ständig. Und solange er wuchs, der Betrieb, gab’s da auch keine Probleme. Herbst wuchs mit. Zu einer Größe, von der er träumte einst nur, der kleine Sattlerbub. Zu einer Größe, die Herbst als Lebensziel schlechthin erschien. Öfters ward Herbst gar geladen ins große Haus seines Meisters. Und Herbst dachte sich nichts, wenn er all den Prunk sah. Er staunte nur. Und schuf auch sich sein Häuschen. Und seinen Prunk. Kleiner, bescheidener wohl, aber doch: Geblümete Tapete, Holzdecke, im Schrank ein Fach, vollgefüllt mit Flaschen, bunten. Herbst war zufrieden. Und wann immer er das Dorf besuchte seiner Kindheit, wölbte er seine Leibesfülle zu prahlerischer Größe: Seht her! Schaut mich an! Was sagt ihr! Ich, Herbst, ein Würstchen aus

eurer Mitte einst, ein Nichts wie ihr, ich hab's geschafft. Und seine Wetterfähigkeit verriet ihm höchstens einen dünnen Föhn, ein dumpfes Gewitter. Mehr nicht.

Zehn, zwanzig, dreißig Jahre ging's gut. Irgendwann aber, irgendwann begannen sich die Jahrzehnte des Aufstiegs zu krümmen. Langsam aber, allmählich. Still und ohne Gebrüll. Nicht mit Blitz und Donner kam er, der Niedergang. Nein. Wochen, Monate, Jahre zog er sich hin. Kaum spürbar. Die Aufträge wurden weniger. Nicht mehr ganz so viele Hosen und Jacken und Hemden schien die Welt zu brauchen. Still liefen die Maschinen. Ihre Kraft, tausend mal tausende Male geschunden, schien zu erlahmen. Weniger wurde das Viele und mehr wieder das längst Verbannt geglaubte. Wird schon wieder, dachte sich Herbst. Vor allem dann, wenn der Fabriksherr ihm auf die Schulter klopfte und meinte: das wird schon wieder. Weil es aber nicht wieder wurde, begann Herbst erstmals in seinem Leben zu zweifeln. An sich aber nur, seinen Fähigkeiten. Nie aber an der gottgewollten Ordnung der Stärke, die für ihn außer jeder Diskussion stand. Herbst, der belogene Lügner, der geschlagene Schläger, hatte nie begriffen den Krieg der Klassen. Stets drängte er, da rauszuhalten sich. Und merkte nicht, wie er auf seines Gegners Seite mitkämpfte. Merkte es nicht, bis es zu spät war. Voller Hass stand Herbst den kleinen Kämpfen der Besitzlosen gegenüber, diesen schmarotzenden Proleten, die alle nur zu faul waren und bequem, sich nach oben zu kämpfen. Die nur haben wollten, einfach nehmen wollten. Und so stand er bald allein, Herbst, verlassen von oben, nie verwurzelt unten. Allein, wie der dünne Baum am Hügel, ungeschützt, den jeder Wind ohne Kraft noch brach.

Allein, bemühte Herbst sich, die dunklen Gewitterwolken, die aufzogen, zu vertreiben. Mit eigenem Atem versuchte er, zu verblasen sie. Die Furchen, geschlagen von der Zeit in den Leib des Betriebes, versuchte mit eigenem Blut zu stillen er. Unablässig. Noch mehr arbeitete er. Noch früher kam er. Noch später ging er. So blieb Herbsts Lunge kaum die Luft zum Leben, wuchs mit dem Niedergang seine Blässe zu krankhafter Größe. Zu husten begann er. Zu schwitzen des Nachts. Aber immer noch war da Herbsts Stolz. Sein nicht einbekennen wollen, Opfer zu sein. Opfer, wie tausende andere auch. Eines von vielen.

In jenem Jahr dann, dem Jahr vor dem Hundsjahr, als seine Wetterfähigkeit mit voller Wucht ihn traf, war Herbst toter schon als tot. Gebleicht sein Denken von fünfunddreißigjährigem vergeblichem Tun, stürzte zusammen jenes Kartenhaus, das er all die Jahre mit Liebe sich schuf. Rost fraß an den Maschinenteilen. Jacken und Hosen und Hemden faulten in den Lagern. Die Jugoslawinnen wurden hingeschickt, wo sie herkamen einst. Und auch der Meister zog sich zurück und schwieg. Nur Herbst kämpfte noch, strampelte, versuchte zu

schwimmen im Sumpfeswasser, das ihm zum Maul schon reichte. Mehr noch als die Jahre zuvor quälte er seinen Körper, bemühte sich abzuwenden das Unabwendbare. Die Nase im Dreck, zerrte er am Karren, rüttelte krampfhaft, ihn aus dem Schlamm zu ziehen. Vergeblich. Bis zum letzten Maschinengeräusch, bis zur absoluten Stille riss er, mit wunden Fingern schon, am bleiernen Knie auf seines Lebenswerkes Kehle. Umsonst. Immer mehr rutschte das, was Herbst untrennbar mit seinem Leben verbunden sah, ins Nichts. Wie Schmalz in der Pfanne, wie der Schneehauf in der Sonne, zerrann in Herbsts Finger das, was er mit geschaffen zu haben glaubte und für das er sich verantwortlich fühlte bis zu bitterem Ende.

Weil Herbsts einziges Denken Jacken galt und seinem Ansehn, verstand er nichts sonst. Vor allem nichts von Menschen und den Gesetzen der Natur. Wild schlug er nur um sich und versuchte zu retten, was er retten zu können glaubte, was aber nicht zu retten war. So war da nichts, was ihm blieb. Nichts, woran er sich klammern hätte können. So bestätigte sich, fast zwanghaft, Herbsts Wetterföhligkeit. Sein tolles Sinnesrauschen, sein Weh in Kopf und Gliedern täuschte ihn nicht. Mit Wucht kam das Hundsjahr und entleerte sich mit aller Kraft über Herbst. Die Fabrik, sein Alles, stand still. Sein Werk war nicht mehr. Vorbei, wofür er sein Leben lang spannte jeden Zoll seines Leibes Haut. Vorbei sein Stolz. Vorbei sein stilles Sehnen, den Enkeln einst zeigen zu können sein Schaffen: seht her, das hier, da war er dran beteiligt, euer Großvater, er und sein Meister, gemeinsam und aus dem Nichts. Vorbei. Zu Ende. Nie mehr würde er heimkehren können, ins Dorf seiner Kindheit und sagen stolz: ich. Die ganze Welt würde mit Fingern zeigen auf ihn: schaut euch an diesen Herbst.

Herbsts Heim wurde zur Zelle ihm. Eingesperrt seine Gehirnläufe ins unabwendbare Ende, kreisten Herbsts Gedanken irr um die Jahre, die vergeblich gelebten. Nachts schlief er nicht mehr. Seine Nerven schmerzten. Was nur tun, schrie es in ihm. Die Qual und Schwere seines Denkens haute nieder seinen Leib. Was dreieinhalb Jahrzehnte der Aufopferung nicht schafften, schuf kaum ein Jahr des Zweifels. Herbsts Körper erlahmte. Matt lag darnieder, was zuvor Jahr um Jahr erhobnen Hauptes umging. Still die Zunge, die Phrasen schmiss an Herzen vor kurzem noch, wie der Wind Regen ans Gemäuer. Müde war Herbst. Nur sein Kopf raste. Und der Schmerz. Herbst verstand nicht das Ende. Er suchte nach Gründen. Und fand sie nicht. Konnte sie nicht finden, gelehrt, ewig schon, nie zu zweifeln am herrschenden Hoch. Nur Schuldige fand er, spärlich nur und vorgekauft und serviert vom Meister und seinesgleichen vor Jahren schon: die Schlitzohren, die Japsen, die den Markt mit Billigware überschwemmt. Und diesen Dreckskerl von Staat, der nur nahm, gierig und gefräßig wie das schwarze Loch, das unstopfbare, nie satt werdende. Weiter reichte Herbsts Denken nicht. Wie auch. Jahrelang fuhr er gut mit ihm, seinem Denken in Bahnen, glatt wie der Stoff, jeden

Zweifel erdrückend, wie das heiße Eisen die Falte im Rock. Jahrelang war es doch gerade sein Denken, das ihn steigen ließ und wachsen Ansehn und Macht. Unmöglich da zu begreifen den stetigen Krieg der Klassen, zu erkennen wo oben und unten ist. Schwer nur, was anderes zu verdammen als Schicksal und Pech. Ihm, Herbst, brach zusammen, was er sich sein Leben lang aufgebaut hatte. Aber den Niedergang begriff er als persönliches Versagen, als Schlag des Schicksals, das hin und wieder ausholt und mit Wucht hernieder fällt auf einzelne. Und als solch vom Schicksal schwer Getroffener sah sich Herbst. Gefällt vom Zufall, vom Pech. Geschürt diesen Fall aber von dunklen Mächten, denen Herbst die Gesichter von Asiaten gab. Mit dem für Herbst unverständlichen Tod der Fabrik starb auch Herbst selbst. Er war fünfzig Jahre jung, aber sein Leben hatte er hinter sich. Über Nacht fast schien ihm, dass er nie eines hatte, ein Leben. Da gab's nichts mehr, wofür es sich lohnte aufzustehen. Herbst lag nur mehr. Und erhob sich einzig für seine Gänge, die notwendigen. Wein zu holen. Und Schnaps. Und den Stempel auf die Karte, die ihm wöchentlich vorhielt, welch Versager er sei.

Zu Beginn dieses Hundjahrs ging mit Herbst noch so was wie ein Hoffen. Manchmal. Dass es vielleicht doch irgendwie weitergehen könnt. Dass er doch fleißig, dass er doch fünfunddreißig Jahre bewiesen, was er zu leisten im Stande. Aber immer seltener gestand er sich diese Hoffnung ein. Immer öfters schob er sie zur Seite, kaum dass sie klein sich vordrängte. Er, Herbst, gelernt vor einem halben Menschenalter schon, Nadel und Schere zu führen, er sollte nochmals anrennen? Anstemmen sein ganzes Gewicht dem Druck der Zeit? Unmöglich. Trotzdem wagte es Herbst, holte raus aus dem Kasten seine beste Jacke, kämmt sein Haar, sein spärliches und klopfte an Türen, hoch droben in schwindelnden Höhen. Weil's aber ein Hundjahr war und Herbsts Hühneraugen ihm zuvor schon vom Fehlschlag seiner Versuche berichteten, gab er es bald auf. Was auch. Die jungen Augen, in die er stets blickte, lächelten still nur: was willst denn du, Alter. So, wie seine eigenen Augen einst lachten, wenn da einer daher kam und Arbeit suchte, die er verloren zu haben vorgab. Das dynamische Ganze ihm gegenüber verriet, was Herbst ohnehin wusste. Dass fünfzig er sei. Und alt. Kaum mehr brauchbar für was. So drahtig und sehnig musste er wohl auch gewirkt haben, vor wenigen Jahren noch, wenn er durch die Hallen schritt und „Faulpelz“ schrie und „schneller“ und „los“. Vergebliche Müh, aufzuzählen da die Herbstschen Leistungen: das Schaffen, das große, einer Fabrik aus dem Nichts. Herbst wusste es, hätt er doch gelacht nur, wenn zu ihm einst einer gekommen wär und gefaselt hätt so. So schwieg er, Herbst. Und ließ es bald, das Betteln um Arbeit. Und schrie mit seiner Frau nur, wenn diese es wagte zu sagen: tu was. Und schrie mit seinen Kindern, wenn diese trampelten mit Worten auf seinem schmerzenden Nerv. Herbsts einstige Kraft, hingegeben fünfunddreißig Jahre lang dem Schaffen von Ansehen, war

dahin. Verfließen in knappster Zeit. Sein Stolz verkehrt in ein dumpfes Sichgehenlassen, in ein willenloses Treiben im Strom der Hoffnungslosigkeit. Träg nur mehr floss das Blut in den Adern, kaum mehr fühlbar der Puls.

Die Flaschen im Schrankfach waren rasch verbraucht. So rasch, wie die zarte Hoffnung. Der Rausch gab Herbst für Stunden wenigstens das Gefühl, ein ganzer Kerl zu sein, nicht umsonst gelebt zu haben. Bald blieb er morgens im Bett liegen, pflegend seine Krämpfe und Sinnesräusche. Ob draußen die Sonne schien oder Wolken sich bäumten, Herbst sah es nicht. Ihm war das einerlei, völlig gleichgültig. Er wusste ohnehin, welches Hundsjahr dies war. Sein Wetter spielte sich in seinen Strängen ab, die von den Gliedern zu seinem Kopfe führten. Und die zeigten ihm Nebelfetzen nur. Und Regen, knüppeldick. Und Eiseskälte.

Gegen Mittag kochte seine Frau ihm Kaffee. Herbst trank ihn schwarz. Mit Schnaps. Ohne dabei ein Wort zu verlieren. Müde nur Herbsts Blick in die Zeitung, flüchtig. Ohne Sehnen, ohne Hoffen. Wer sollte schon suchen ihn, Herbst, älter noch als ewig schon alt? Wer brauchen gerade ihn, den Tüchtigsten einst, verkommen aber zum Leichnam nun? Wer schon? Wer?

Herbsts Haut, gebleicht durch die Hundstage, die elenden, hielt gerade noch seine Knochen zusammen. Herbsts Glieder schafften es gerade noch, hinzuschleppen seinen Leib zu Stempelstelle und Hirschenwirt. Arme, Beine, ein Kopf, ein leerer, sonst war da nichts geblieben vom vollen Leben vergangener Jahre. Selbst der Schlaf mit seiner Frau zerrann Herbst zum lustlosen Tun. Presste er früher wenigstens ein Mal die Woche gierig seine Manneskraft in ihres Fleisches Fülle, so war nichts davon mehr da, im Hundsjahr, nur Leere. Und Hass, unausgesprochener. „Alte“, nannte er sie. Und „los!“, befahl er ihr. Was Herbsts Denken unvorstellbar bis vor kurzem, zu prügeln seine Frau, geschah nun. Immer wieder. Mit bloßen Fäusten schlug er ihr ins Gesicht. Und keine Entschuldigung, die aus seinem Munde kam. Und kein Wehren ihrerseits. Drei Jahrzehnte kannten sich die beiden. Und kannten sich doch nicht. Dumpf lebten sie nur nebeneinander dahin in ihrer vermeintlichen Fülle. Herbst hatte die Fabrik. Sie das Haus, die Kinder, den Garten. Herbsts Frau all die Jahre ohnehin nur ein Teil von Herbst selbst. Weil ihnen die Worte verdarben und faulten ob ihrer Fülle und Zufriedenheit, in ihrem kleinen Raffan nach mehr und noch mehr, war nichts da im Hundsjahr an Sprache, gemeinsamer. Nie gelernt, miteinander zu reden, blieben stumm Herbst und seine Frau. Wortlos selbst die Schläge. Wortlos auch ihr Hinnehmen. Kein Wehren gegen das eine wie das andere. Nicht einmal ein Ducken, ein Ausweichen. Nichts. Tränenlos alles.

Fette Wolken ballten sich über Herbst, zogen sich zusammen und entleerten sich mit Getöse, blitzend und krachend. Herbst ging gebückt, den Klumpen auf seinem Halse eingezogen zwischen den Schultern. Das Warten in Gängen, das endlose, an der Reihe zu sein endlich, die amtliche Bestätigung für das Almosen zu erhalten, wurde zum Alptraum ihm. Traf er es doch da allwöchentlich wieder, das Gesindel, das verkommene, diesen Auswurf an Faulheit, hingespiesen in die Stadt vom schleimigen Maul des Parasiten. Ein Jahr bald schon ohne Arbeit, begriff Herbst sich immer noch nicht als einer der ihren. Schmarotzer waren sie ihm alle, die anderen. Schmarotzer, die Arbeit gar nicht wollten, die nie in ihrem Leben was Ordentliches taten. Er jedoch, er hat was geleistet, er war einst wer. Belogen fünfunddreißig Mal um ein Jahr, bestohlen um all sein Tun und Schaffen, verstand Herbst noch immer nichts vom Krieg der Klassen. Gekrümmt wie jeder von ihnen, geknickt wie das Gras vom mächtigen Schuh, kaum Luft in der Lunge, fühlte Herbst sich noch immer als etwas Besseres, Höheres. Eben als Herbst, der schuftete und schuf aus dem Nichts einst sein Alles. Hier, auf der Stempelstelle, traf er Schmarotzer nur, Aussätzige, Pestbeulige, pflegend und hegend ihre stinkenden Wunden, mit Kot bestreichend diese, auf dass sie sprießen und gedeihen. Er, Herbst, einer von ihnen? Niemals! Nie! Nie! Nie hatte Herbst gelernt, zu sehen hinter Mauern. Stets getrübt sein Blick von Leistung und Ansehen, unterschied er nie den Schein vom Sein. So sah er Fassaden nur. Saubere, hochragende, blank geputzte in den Villenvierteln. Schäbig bröckelnde, von Nässe und Schimmel zersetzte am Stempelplatz. Und sah nicht den Hohn dahinter auf der einen Seite. Und nicht Leid und Weh und Pein auf der anderen Seite.

Herbst selbst sank unermüdlich. Schneller und tiefer als der Stein im Wasser, ließ fallen er sich. Jahrzehntlang aber einhämmernd seinem Schädel, ich bin besser, mir kann so was nicht passieren, mir nicht, denn wenn einer nur will, dann schafft er es auch, war Herbst nicht fähig, einzugestehen sich seinen Sturz in die Tiefe. Herbst lag darnieder, zusammengehauen wie das Holzstück vom Beil, bar jeder Hoffnung. Aber nie gelernt zu durchschauen den Gang der Welt, blieb im Hals ihm noch stecken jeder Fluch, faulten zwischen den Lippen ihm noch die Schreie. Betrogen über Jahrzehnte, betrog er selbst in seinem Tod sich noch. Bestohlen um sein Leben von Meistern und Herren, fühlte Herbst sich näher immer noch diesen, denn den gleich ihm Gekrümmten. Nichts war da, was geschrien hätte in ihm „he, ihr da oben, ich fordere, ich will“. Nichts. Keine Kraft, kein Denken, innezuhalten die Erde in ihrem Gedrehe, anzuplärren sie „genug jetzt! Anders rum! Los!“. Nichts. Nur Leere. Und eine stille Verbundenheit mit jenen, die Herbsts Leere erzwangen, die zur Schindmähre ihn zusammen ritten einst.

Eisig glatt waren Herbsts Wege. Unter seinen Füßen noch gefror ihm die Nässe. Regen, Schnee, Kälte. Ein Hundsjahr. Düster der Himmel. Und schwer beladen. Wolken, dick und fett, pressten die Luft. Im Mai noch wärmten Mäntel, schwere, die Leiber. Herbsts Wetterfühligkeit verriet ihm sein Ende, sein baldiges, endgültiges. Nachmittags saß er im Hirschen, täglich beinah. Belebt sein Nerv schon von der Kanne Kaffee mit Schnaps, die seine Frau ihm hinstellte, belebte er weiter ihn mit Schnaps pur nun. Herbst saß allein, an einem kleinen Tisch. Selten nur, dass sich wer zu ihm verirrte. Jene, die auf seiner Stufe er glaubte, für die er Jahrzehnte kämpfte und sich einsetzte, kannten ihn nicht mehr, blickten zur Seite, wenn Herbst grüßte. Und die vielen anderen unter ihm, die kannte Herbst ohnehin nie, wollte sie nicht kennen. Mehr und mehr wurde Herbst alles eins. Was auch. Wer sollte schon beweinen seinen kleinen Tod? Wer schon würd vermessen ihn? Schnaps! Noch einen Schnaps! Noch einen! Ersaufen alles Leid in einem Meer von Rausch. Schnaps, zu dämpfen, zu töten das Rasen im Kopf. Vergessen für Stunden, zu sein ein Nichts.

Bald reichte das über Jahre Geschaffene kaum mehr den Schnaps zu bezahlen. Wie von Motten gefressen, zeigten Löcher sich in Herbsts einstiger Fülle. Löcher in Jacken und Hosen und Taschen. Herbst ließ anschreiben den Schnaps. Drei Monate ging das gut. Dann war versperrt ihm der Gashof zum Hirschen. Aber Herbst ließ nicht ab, versuchte es immer wieder. Er wurd vor die Tür gesetzt, zweimal, dreimal. Gekrochen fast, wie der geschlagene Hund, mit dem Schwanz wedelnd und winselnd, kam er wieder. Bettelte, flehte um Schnaps. Wie durchlaufene Schuh, wie das löchrige Hemd, warf er hin den Rest an Selbstachtung. Nichts war da mehr, was einst „Herbst“ sich nannte voller Stolz. Eins nur: der Glaube, mal was Besseres gewesen zu sein.

Nicht viel mehr als ein Jahr war's her, dass Herbst sich pflegte und rausputzte, täglich aufs Neue. Allmorgendlich frisch das Hemd, weiß, strahlend. Kein Tag, an dem er sich nicht eine Krawatte umband. Zig Mal warf er rein seinen Leib in den Spiegel und kontrollierte, was sich ihm da zeigte. Herbst rasierte sich nass. Jeden Morgen. Und umgab sich mit Düften, herben. Er wusste, was er sich schuldig war, seiner Stellung, seinem Ansehn. Das Himmelsgewölb hätt bebend krepieren müssen, zusammenbrechen schon der Berge Größe, damit er verzichtet hätte auf seine Morgentoilette. Nichts von all dem war geblieben im Hundsjahr. Das dünne Haar hing Herbst strähnig von einem Ohr zum anderen. Sein Gesicht zeigte Flecken, dunkle. Und um Kinn und Mund struppigrote Bartstoppeln. Hose und Jacken warfen Beulen vom vielen Tragen, waren speckig und glänzend. In seinen Räuschen, wuchtig wie die Kraft zusammenschlagender Wolken, spürte Herbst nicht rechtzeitig mehr den Drang, Wasser lassen zu müssen. Ein Gestank von Urin und Schnaps ging um mit ihm. Was aufrecht einst

daher kam, torkelte nur mehr. Was stolz einst einen Bauch durch die Stadt schob, lag in Gassen jetzt, bettelnd um Groschen und Schnaps.

Herbsts Frau, gelehrt schon ewig von ihres Mannes Tun, passte an sich ihm, wie sie immer schon anpasste sich. Weil die Kinder selten nur mehr heimkehrten ins Haus der Eltern, in dem sie nichts erwartete mehr, blieb auch Herbsts Frau des Morgens liegen. Und trank bald mit ihrem Mann mit vom schwarzen Kaffee mit Schnaps. Einige Wochen nur war da die Scham vor den Nachbarn, ihren Blicken und ihren Worten. Aber bald schon hielt auch Herbsts Frau nichts mehr in den vier Wänden, auf die sie so stolz einst, die Herbsts. Am Nachmittag zog auch sie von Lokal zu Lokal. Für Wein anfangs und Schnaps, für eine Flasche Bier und weniger noch später, durften Männer unter den Rock ihr greifen und pressen ihre schon altersschlaffe Brust. Um überleben zu können, warf sie hin ihren Leib. Immer öfters blieb sie auch nachts über fern ihrem Mann, zog mit dem mit und mit jenem. Herbst war's einerlei. Verloren mit der Arbeit das lang sich Erschaffene, verlor er auch jedes Hoffen und Wünschen, warf er weg, wie die unnütze Krücke, jedes Selbstwertgefühl. Was Mensch einst sich nannte, wurd zum Tier, dumpf nur mehr getrieben von Süchten und Räuschen. Ein Jahr, ein einziges, der Stürme und Fluten, der Unwetter, und zerstört lag, was zuvor prächtig gedieh. Wie das hohe Gras, gedroschen vom Hagelkorn, vom Wind gedrückt, trafen Herbst die Gewitter des Hundsjahrs. Nur richtet sich das Gras wieder auf, streckt nach oben den Kopf mit dem ersten Sonnenstrahl schon. Herbst jedoch lag flach, platt gedrückt, zusammengehauen zum Nichts. Mochte die Sonne noch so unbarmherzig runter brennen, Herbst winkte kein Strahl, daran aufzurichten sich. Kein Lüftchen, das ihm zurief „he, Herbst, aufstehen!“. Kein Donnern, das rüttelte an seinem Leib. Kein Tautröpfchen, das Kraft ihm spenden hätt können. Herbst hatte beendet sein Sein. Endgültig. Und für ewig. Und nichts hätt da ändern können seinen Weg, den eingeschlagenen. Nichts ihn abhalten vom Gang ins Leere, vom Fall ins Nichts. Nichts.

Herbsts Wege führten nach unten, stetig, und von Woche zu Woche schneller noch und steiler. Was seine Wetterfähigkeit vor einem Jahr ihm schon verriet, trat ein, wuchtiger und rasender noch, als die Nerven ihm je meldeten. Die Gewitterwolken zogen nicht ab und heftiger krachten von mal zu mal sie zusammen, mit einem Getöse, kaum mehr ertragbar dem Ohr. Dicker noch als Strickesknoten, fett wie Bleigeschoße, hagelten nieder auf Herbst der Stürme Gewässer. Kein Felsvorsprung, kein Baum, beblättert dicht und breit, winkte Herbst, darunter zu rasten, auszuruhen seinen gemarterten Leib, neu anzurennen dann dem Fall. Vom Wetter getrieben, gehetzt und zusammengeschlagen, ließ Herbst treiben sich und hetzen und schlagen. Manchmal hörte Herbst sie reden neben sich, die Penner und Säufer. Vom ihnen

geklauten Leben, sprachen sie. Und von den Drecksäuen, die es ihnen nahmen, einfach einsteckten, ohne sich verantworten zu müssen vor wem. Herbst hörte sie dann schreien, die Säufer und Penner: „Schweine, elende! Geldsäcke!“. Und Rache schwören in ihrem Suff: „eines Tages, eines Tages“. Unfähig zu lachen, lächelte Herbst nur in sich hinein. Gefallen, tiefer noch als tief, zusammen gehauen zum Krüppel, fühlte Herbst noch immer sich erhaben diesem Geschwätz. Oft hatte er gehört Phrasen, ähnliche, in der Fabrik, in seiner, damals. Von den Männern in der Halle mit den Wirkmaschinen, von den Frauen im Nähsaal. Herbst hörte sie und lachte nur laut. Besprach sich mit seinem Meister und trieb raus dann Unruhestifter und Hetzer aus seinem Werk, mit Schimpf und Schande. Noch immer glaubte Herbst an das Recht des Stärkeren. Und fühlte sich als einer der ihnen, der Stärkeren. Als einer, der ihn geschafft hatte, den Aufstieg. Und gekrümmt wurde nur vom Zufall dann, von Schicksal und Pech. Herbst war was Besseres. Keiner dieser dummen Proleten, dieser Russenärsche, die nur haben wollten und nichts zu geben bereit waren. Von Unwettern getrieben, von Winden gepeitscht und geschlagen, das ganze Gewicht des Hundsjahrs auf seinem Rücken tragend, gestand Herbst immer noch nicht ein sich, gestoßen worden zu sein in den Abgrund. Fallengelassen von jenen, die ihn hochhielten einst. Fallengelassen, weggeworfen, wie ein Taschentuch, ein voll geschnäuztes, verbrauchtes,

Herbst begriff nicht die einfachen Gänge des Weltgeschehens. Nie wuchs ein Zweifel ihm an den ewigen Lügen. Und keiner, der ihm weisen hätt können die Wege, entblättert ihm das Dickicht der Verlogenheit. Keiner. Herbst lachte nur, wen einer daherkam und sagte, dass zwei und zwei vier sei, dass tausend Schwache leicht einen einzelnen Starken zusammenhauen können. Da wohnte keine Sehnsucht in Herbst, tiefer zu sehen, nach Wurzeln zu graben, Wie festgenagelt sein Schuh an ein Denken, das ein Menschenalter beinah innewohnte ihm. Gelehrt, ewig schon, Wohlgefallen den Herren gegenüber durch Huld und Unterwürfigkeit erzwingen zu müssen, wär nie ihm ein Schrei der Empörung, ein Hinbrüllen des Hasses über die Zunge gerutscht. Geduldig sein Hinnehmen des Falles. Geduldig sein Ertragen des Getriebenwerdens von Wind und Regen, Schnee und Kälte.

Rascher noch als Kalender und Uhren ihm zeigten, alterten Herbst so die Tage im Hundsjahr. Die Stunden, die fielen von Kirchturm wie Hammerschläge aufs Eisen, teilten ein ihm die Strecke des Sterbens in Abschnitte nur. Mitternacht, zwölf mal schlug es, bamm, bamm, bamm. Wieder ein Tag näher dem Tod, der Erlösung von Schmach, die kam, vor einen Jahr, mit dem Tod der Fabrik. Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Einerlei. Ob die Sonne kraftvoll aus den Wolken sich schob oder glatzköpfig der Mond aufzog. Alles eins. Nichts erwartete Herbst mehr. Vergessen das Erblühen der Blumen. Keine Frucht, die zur Süße reifte ihm.

Sonne, Regen, Himmel, Erde. Nichts spürte Herbst mehr. Nur Dunst, morgens und abends, nachts wie tags, der zur rauen Fratze sich krümmte. Der niederdrückte Herbst mit Wucht auf alle Viere, zum Kriechen zwang ihn, zum Viech ihn schlug. Dunst, der seine Sinne alle trüb erschlaffte.

Wie den Stier, zerschunden von der Müh des Drangsals, den es immer wieder zur Wasserstelle treibt, mag diese auch längst verdorrt schon sein, zerrte es Herbst öfters mal zu seinem einstigen Futtertrog. Schwerer wie Blei hing die Vergangenheit an ihn und ließ ihn nicht los. Nicht fähig, zu lernen aus ihr, schnaubte und stöhnte Herbst her hinter ihr, wissend, sie niemals einholen zu können. Mit aller Kraft saß sie breit auf seinen Schultern und quälte ihn mit Hohn und Spott. Herbst schlich wie der Ausgestoßene um den hohn Zaun der Fabrik, um das, was er schuf einst sich und das genommen wurde ihm, ohne dass er, Herbst, je gefragt wurde, ohne dass je ein Wort gewechselt worden wäre mit ihm, Herbst, der all seine Kraft einst hergab für dies Werk. Krampfzig verkrallten seine Finger in den Maschendrahtzaun sich, wenn er stand vor seinem einstigen Alles. Irr sein Blick hinter Mauern, hinter denen er 'Herr Herbst' einst genant wurde, hinter denen er umging einst, leichtfüßig fast, erhobenen Hauptes, gepflegt, mit Anzug und weißem Hemd. Aber selbst der Anblick seines Aufstiegs und Falls, ließ kein Denken wachsen in Herbst, keinen Zweifel. Kein Schrei, der durchschlug die Mauern. Kein Ansatz, gefügig sich zu machen den Augenblick, abzukratzen die Staubschicht der Jahre, zu zerreißen den Plunder aufgepfropfter Lügen und Lebensweisheiten. Kein Zittern in Herbsts Atem. Kein Stürzen an die Gierpranken der Nacht. Nichts. Wolken nur, dunkle, befiehl seinen Kopf. Sehnsüchte nur, Vergangenheit, trieb um in seinem Schädel. Übersät das All von Düsterteit, von alten Nebeln getrübt Herbsts Aug, gab's nichts, was Herbst zum Erwachen trieb. Kübelweis ergoss sich der Regen des Hundsjahrs über Herbsts Glieder. Und doch blieb dumpf liegen nur der müde Leib. Ungetüm wild bäumten sich die Gewitter zum Schrei. Doch keine Regung gab's da in Herbsts Ende. Brach lag er und müd. Nackt, bloß jeder Hoffnung, wartete aufs endgültige Aus er nur mehr. Verschlungen von der Brandung, fünfunddreißig Jahre lag andonnernd seinen Körper, harrte Herbst, leer, ausgespült und hohl, dem Kommenden entgegen. Erstickend jegliche Regung in Meeren von Schnaps, wurd überreif ihm das Hundsjahr, das ungenutzte und faulte unterm Hintern ihm. Und Herbst ließ treiben sich in Fäulnis und Kot. Kraftlos, erkaltet alles schon was lebte einst, fiel er, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, tiefer noch.

Müder als müd, eine einzige Wunde sein Leib, zog Herbst von einem Loch zum andern Loch. In Bahnhofshallen und Buden, in Abbruchhäusern traf er auf Menschen, gehauen wie er zum Wrack. Sie stanken, wie er. Soffen, wie er. Schwiegen, wie er. Und doch nannte Herbst sie

Stinker und Säufer und Penner. Seinesgleichen war nicht seinesgleichen. Sie alle, die Stinker und Säufer und Penner, wurden durch eigne Schuld zu Stinkern, Säufern, Pennern. Durch ihre Faulheit. Durch ihre Verachtung von Arbeit und Aufstieg und Ansehen. Er aber, Herbst, wurd's durch Zufall nur, durch Pech und Schicksal. Gesunken tiefer schon als der Wasserstand im Brunnen nach wochenlanger Dürre, rümpfte Herbst noch die Nase. Sein Standesdünkel, gepflegt und aufgepäppelt wie das kranke Kind über ein halbes Menschenalter hin, war ungebrochen selbst im dunkelsten Loch noch. „Ich bin wer“, trug er einst Sonntag wie Montag seine Anzüge durch die Stadt. Bin, geworden durch Fleiß und Kraft und Ausdauer. Denkend einzig an sich, wuchtig gebrauchend seine Ellenbogen, stieg er damals, nie gelernt zu gebrauchen Worte wie Gerechtigkeit und Solidarität. Gefallen dann, zum Krüppel verkommen, bar jedes Wortes der Verständigung, gabs nichts da und niemanden, was Herbst eine Hilfe sein hätt können.

Manchmal, wenn Durst ihn trieb, warf er wild seinen Leib ins Haus seiner Kinder. Und schrie nach Schnaps und verdammte das undankbare Pack von Erben, für die er einspannte einst jeden Zoll seiner Haut, jede Faser seiner Muskeln. Predigend aber jahrelang, Tag für Tag, seinen Nachkommen, dass dem Tüchtigen nur die Welt gehöre, traten raus ihn diese aus ihrer Herrlichkeit. Ein Stinker, ein Penner, ein Säufer hatte nichts zu suchen in ihrem Reich, mochte dieser tausendmal Vater sich nennen. Unfähig ihrem Zeuger mit Worten zu helfen, wurd Herbst abgespeist von seinen Kindern mit Groschen. „Hier, verschwind“, warfen sie ihm hin ihre Krumen. Verfluchend sein eignes Blut, nahm Herbst die hingeschmissenen Reste und verkroch sich. Und kam wieder, Tage später. Gegen Ende des Hundsjahrs öffneten sie Herbst nicht mal mehr ihre Türen, seine Kinder.

Wie den herrenlosen Hund, trieb es Herbst übers Pflaster, da und dort um den Bissen bettelnd. Er ließ sich schlagen, treten, bespeien für den Groschen, der ihn führte zu Schnaps und damit zum Rausch. Mal im Rinnstein liegend, mal im Park auf der Bank, wurd zum Spott der Stadt er, Herbst, vor dem sie den Hut einst zogen, die Leutchen und Leut. Kinder äfften her hinter ihm und Mütter zerrten weg ihre Kleinen, von diesem Anblick des Elends. Menschen, junge, schlugen ins Gesicht ihm erst, bevor sie die Münze warfen in seinen Hut. Und Väter und Opas, dick genährt, verlangten, ob seinem Anblick, nach einem starken Mann an der Spitze, der kompromisslos und hart und abfährt mit solchen Subjekten. Herbst war das piepe und schnurz. Ihn störten nicht Worte und Schläge. Sein Nerv schrie nach Schnaps. Alles tat er nun schon dafür, alles. Und mehr noch für mehr Schnaps.

Das Schlimmste für Herbst waren die Stunden des Erwachens. Jene Zeiten, in denen langsam wich der Rausch, abzog von seinen Gliedern und Nerven und wiederkehrte so was wie Denken. Herbst bemühte sich, knapp zu halten diese Phasen, ihnen gar nicht Luft genug zu lassen, auszutoben sich. Mit aller verbliebener Kraft, stürzte Herbst sich an die Gurgel seines eigenen Denkens und presste diese mit eisernem Griff. Aber zu leer war manchmal der Klingelbeutel, rechtzeitig zu ersäufen den Umtrieb im Kopf. Wie der Kinderkreisel, tausendmal drehend sich in einer einzigen Minute, sausten dann seine Kopfläufe und schlugen irr an seine Schläfen. Der Kraft des Presslufthammers gleich, pochte es in seinem Schädel und schrie: Schnaps, Schnaps, Schnaps. Dazwischen, knapp, wie die Blitze des Wetterleuchtens, wie das schrille Aufblinken von Neonröhren, Bilder. Bilder, die ihn zeigten, Herbst. Lebend aber, Blut noch fließend in seinen Adern, das Rund der Welt umfassend mit Herbstscher Kraft. Zur Wunde biss Herbst sich die Lippen in solchen Momenten des Aufhellens. Seine Nägel bohrten ihm ins eigne Fleisch sich tief. Frau und Kinder fraßen in diesen Minuten des Klarens an seinen Strängen, wie die Glut frisst und frisst am Holz, wenn Luft sie vorwärts treibt. Herbst sah sich als Kerl, der er war, über Leichen steigend auf seinem Weg nach oben. Sah sich als Protz, stiernackig, als Heros, fähig, mit eigener Kraft zum Bersten zu bringen Schluchten und Täler, das Erdenrund mit seiner Muskeln Stärke aus der Achs zu schieben. Herbst schlug ihnen ins Maul, den Bildern, die sich ihm aufdrängten, bespie sie, stach zu, tausendmal, zu zerstören sie. Nichts half, nichts. Erst der Wucht des Schnapses gelang es, zu erdrücken das Jammergeblinke, zu erdrosseln den Schrei.

Herbst lag, weidwund. Getroffen von einem einzgen Schlag. Zutodegetrümmert von diesem. Herbst sah seinen Fall, spürte ihn in jeder Pore seines Leibes, besonders in jener Augenblickshelle, wenn kurz wich der Nebel. Aber Herbst sah nicht die Ursach, sah nicht den Grund seines Falles. Nie hatte Herbst gelernt, tief zu sehen. Weils nicht gut war für ihn, sein Vorwärtskommen. So war flüchtig stets nur sein Blick, für den Augenblick nur sein Schauen. Wie der Heiler, der schlechte, der das Fieber nur sieht und den Herd nicht darunter, sah Herbst so sein Ende nur, die Kraft aber nicht, die sein Ende erzwang. Wie jener das Eiterloch mit Paste bekämpft und mit Pille und Zäpfchen und mit nichts hilft dem stinkenden Blut, das faulend erst erzwingt das Loch im Fleisch, bekämpfte Herbst seinen Fall mit Schnaps nur und tat nichts sonst dagegen. Fragte nie sich, warum und wieso und was steckt dahinter und wer. Nie gelernt, zu ballen die Faust, ballte nicht mal in der Hosentasche Herbst die seine. Wie der geschlagene Hund, der sich jaulend die striemigen Wunden leckt, aber treu aufblickt zum Herrn, leckte Herbst jahrelang die Hand, die führte die Peitsche und zuschlug und züchtigte. Herbst erblickte nie die Peitsche, spürte nicht die Schläge. Er bekam seinen Knochen

vorgeworfen und war dankbar dafür. Und beschützte seinen Herrn. Und weil der Hund, der den größten Brocken hingeschmissen bekommt, den Herrn am besten beschützt, presste Herbst raus aus seinem Körper alles an Säften und Kraft für jene paar Knochen und hasste seine Nebenhunde. Kräftiger als alle zog er mit im Gespann, spannte jeden seiner Muskeln, stetig zu führen den Karren des Herrn durch die Wirren der Zeit. Und schriegen sie mal, die Hunde im Gespann, eingespannt einzig für das Wohl des Herrn, schrie zurück er, Herbst. Lauter bellend als alle, unüberhörbar seine Stimme, trieb er an die Seinen: Los! Vorwärts! Schneller! Da war nichts, was ihm sagte „He, Herbst, Hund du, getriebener“. Und nichts folglich, was ihm klarmachen hätte können, dass hundert Hunde, bewusst sich ihres Hundseins, leicht des Treibers Tod sein könnten. Herbst, der getriebene Treiber, der gepresste Presser, trieb und presste und presste und trieb. Und wie dem ewig Getriebenen nichts bleibt, wenn er liegt, zusammengehauen vom Druck der Jahre, blieb nichts Herbst, außer Schnaps. Schnaps, zu vergessen, zu verdrängen, auszuschalten die Erinnerung ans Gestern. Nicht aber zu vergessen die Tritte von oben, sondern zu vergessen die Sehnsucht, nicht mehr treten zu dürfen und pressen und treiben. Nicht mal in seinem Liegen, dem starren, wie tot, drängten Bilder auf sich ihm, die Herbst zeigten sein Zutodegetriebenwerden, sein Gepresstwordensein zum Nichts ewig schon. Selbst in seinem Tod noch: der Instinkt des Treibers. Selbst im flachsten Liegen noch: das Denken des Pressers.

Das Hundsjahr neigte sich dem Ende zu. Kalt, wie noch nie ein Dezember, kam es. Herbst hustete und spuckte Blut. Eiswinde würgten seine Lungenfetzen zu Krämpfen. Flach sein Atem, kaum mehr Luft ihm bringend denn ein Babyfüzchen. Der Schnee, der fiel, breit und hart wie Hammerschläge, haute nieder Herbst und drückte, tonnenschwer, den Rest seiner Glieder. Eiseszapfen, umtreibend wie scharfe Messer, hier und dort zustechend, bohrten sich in Herbsts Leib und rührten wild um dort.

Weil Herbst tagsüber nicht immer zusammenbrachte, was er brauchte, holte er es, wo es leicht ihm fiel, nachts. Aus Zigarettenautomaten, Münzfernsprechern, Opferstöcken. Aber immer kürzer und knapper wurden die Momente, in denen dem Schnaps es gelang, Herbsts Todeskälte zu vertreiben. Er goss rein in sich, was die Münzen brachten und die Leber gerade noch umzusetzen schaffte. Aber nur kurz war die Ruhe. Kaum hinter sich gelassen, hatte es eingeholt ihn wieder, das Leibeszitern, das Beben der Glieder und Nerven, das Reißen droben, wo er einen Kopf einst hatte. Zigfach verstärkt durch den klirrenden Winter, den todbringenden, des Hundsjahrs. Herbst suchte gar nicht mehr auf, windgeschützte Stellen, Mauern, daran zu wärmen seine Knochen. Schneeweißler als Schnee schon seine Haut, setzte er aus seinen Leib, schutzlos, der Witterung. Und gierig stürzte diese auf den vorgesetzten

Fraß sich, den hingeworfenen Klumpen, haute rein jeden Zahn in Herbsts Fleisch und riss und kaute und schmatzte und rülpste. Glatt kroch Eis in Herbsts Venen und Adern. Schnee fraß sich durch die Poren der Haut in Herbsts Inneres und setzte Schimmel an um Nieren und Blase. Wie Rost das Blechstück, das ungeschützt dünne, zerfraß das Gewicht des Schnapses Herbsts Leber. Fieberdelirien quälten ihn. Trotz der Hundskälte standen Schweißesperlen, dicker als die dicksten Fettestropfen der Suppe, auf seiner Stirn. Schweißignass klatschte das Hemd an Herbsts fiebrigem Leib. Herbst spürte nicht mehr Finger und Zehen, unterschied nicht mehr das Stechen im Bauche vom Druck in der Lunge. Eine einzige Wunde sein Leib. Noch und noch faulten im Maul ihm die Zähne und fielen ab wie überreife Tomaten. Über die Kieferlöcher glitt in Knochen und Gelenke die Kälte und wühlte dort und arbeitete, irr und wild, wie das Tier, das tolle, das mit schäumender Schnauze wirrwütend umtreibt. Rotz rann Herbst schleimig aus der Nase und hinterließ Schmierspuren in Gesicht und auf Jacke. Von tausend Viechern gebissen, kratzte Herbst sich wund. Von Flecken übersät Kopf und Arme und Beine und Leib. Seine faulenden Säfte trieben Eiterströme nach außen, auf Herbsts Haut, wo sie graugelb zu Eis gefroren. Ein Gestank von Fäulnis und Kot verbreitete sich um Herbst. Seine Glieder und Nerven gehorchten ihm nicht mehr, schafften nicht mehr, was er auftrag ihnen. Seine Gedärme entleerten sich, kaum dass sie gefüttert wurden, ungewollt. Herbst spürte dies schon gar nicht mehr. Stinkend lag er, mehr Kadaver denn Leben. Über ihm verständigten sich die Aasgeier schon, neben ihm die Hyänen. Gewürm formierte sich unter ihm und begann mit dem Werk, dem erlösenden. Wehrlos gab Herbst sich hin dem Ende des Hundsjahrs, rührte sich nicht mehr, wartete nur mehr aufs endgültige Aus, sein Ende seit mehr als einem Jahr ohnehin schon hinter sich habend.

Am frühen Morgen des fünfundzwanzigsten Dezember fanden Kirchgänger im Rinnstein der Hauptstraße einen Menschen, verwahrlost, stinkend, kaum mehr ein Zeichen von Leben von sich gebend. Auf ihrem Weg zur Kirche, verständigten sie die Polizei. Dass da einer liege, in der Hauptstraße, einer dieser Vagabunden, mehr tot aber schon, denn lebend. Man soll sich doch um ihn kümmern, wegbringen wenigstens, weil schließlich Weihnachten sei. Zwei Polizisten sahen an sich Herbst, aber die Fäulnis hielt sie fern von seinem Leib. Sie ließen einen Rettungswagen kommen, der wegführte Herbst ins Stadtkrankenhaus. Weil Weihnachten, waren nicht viele Ärzte da. Ein junger Doktor warf einen Blick hin zum stinkenden Bündel auf der Bahre und hieß eine Pflegerin, zu waschen und putzen Herbst, zu befreien ihn vom Grind. In einem weißgekachelten Raum setzte das Mädchen die Herbstschen Reste, schwerer nicht mehr als ein durchlöcherter Erbsensack, in eine Wanne, weiß wie die Wände. Das Badewasser färbte sich schmutzigbraun. Hautfetzen schwammen

oben auf. Der Körper im Wasser, Gerippe nur mehr, atmete kaum, kaum spürbar der Puls. Herbst hatte die Augen geschlossen, sein Denken im Jenseits schon. Von draußen hörte man Glocken. Neunmal schlug es vom Kirchturm und rief die Gläubigen des Städtchens zum Weihnachtsgottesdienst. Punkt neun Uhr trat Herbst, frisch gewaschen, sauber, wohlriechend, vor seinen Herrn, den neuen. Voller Demut, das Haupt gesenkt, schritt er hin zu ihm, dem Gekreuzigten und küsste seine nervigen Hände.

WINTER

Winter hieß mit Vornamen Karl. Sechzehn Jahr war er alt, ein Kind noch fast. Winter lebte in einer großen Stadt. Mit Häusern, so hoch, dass ihre Giebel den Mond und die Wolken kratzten und kitzelten. Und Straßen, so breit und dick, dass da kein Platz mehr blieb für Grün. Ein Meer von Autos trieb täglich über den Asphalt. Früh um acht, die Flut. Abends gegen fünf, die Ebbe. Blass waren die Menschen, die da hausten. Blass auch Winter.

Winter, der Knabe, wohnte mit Vater und Mutter hundert Meter überm Boden, auf fünfzig Quadratmetern. Blickte er aus dem Fenster, so starrte er aber an nicht irgendwelche Gestirne, sondern Wände, graue, durchbrochen von dunklen Löchern. Gern wär Winter abgehauen, ausgerissen aus dieser Zelle, in die er geworfen wurd mit seiner Geburt schon. Aber nicht die Spur einer Chance, raus zu kommen da. Zu dick, die dünnen Wände. Zu schwer der Druck der Stadt, die auf seinem Rücken saß, breit.

Winter wuchs heran, wie all die Kinder der Stadt heranwuchsen: Gepresst und gedrückt von den Zwängen erwachsener Städtler, klein gehalten von diesen sein kurzes Leben lang. Er lernte lesen, um dann träumen zu können mit den mächtigen Tafeln, die hingen an jeder Straßenecke und ihm die Schönheit des Meeres verrieten. Rechnen lernte er, um schwelgen zu können in der Vorstellung von Reichtum und Glück. Und schreiben, schreiben lernte er, um Lebensläufe, noch und noch, nieder kritzeln zu können. Und Bewerbungen. Und Bittgesuche.

Winter war ein Schüler wie andere Kinder auch. Nicht dümmer und nicht schlauer als diese. Und doch fiel er durch den Rost, der unsichtbar über die Stadt sich spannte und der die einen nach oben trieb, mit Wucht und die anderen stürzte in tiefste Löcher. Acht nur von fünfzehn aus seiner Klasse fanden eine Lehrstelle. Winter war einer der sieben. Löcher lief er in die Schuhsohlen sich. Sein Haar ließ er kürzen, nach jedem „tut uns leid, junger Mann“ mehr noch. Und nicht nur das Haar, auch die Wünsche stutzte er. Vom Automechaniker zum Werkzeugmacher, vom Werkzeugmacher zum Schlosser. Doch nichts half, nichts.

Im Sommer stand Winter im Kiosk eines städtischen Bades, verkaufte Würstchen und Limo. Dann füllte er für einige Wochen Autotanks, wischte Scheiben, goss Wasser in Kühler. Und wenn im Dezember und Januar und Feber dick der Schnee kam, dann räumte er nachts über Straßen und Gehsteige für wenig Geld. Winter nahm, was er kriegen konnte. Und zweimal wöchentlich wenigstens hetzte er hin zum Arbeitsamt und fragte Löcher in die Bäuche der Menschen dort.

Weil Schnee nicht immer fällt und das Badewetter meist kurz nur dauert und Tankstellen übergehen immer mehr auf einen Betrieb ohne Menschen, saß der junge Winter oft tagelang in der Wohnung seiner Eltern und starrte irr vor sich hin, nicht begreifend den Gang der Welt. Früh schon, kurz nach dem Erwachen, sagte ihm der Farbfernseher, dass Schifahrer mutige Burschen seien. Und dass es schöne Frauen gäb in der Welt, sagte er ihm Stunden später. Und er berichtete ihm vom schnellen Reichtum vieler, von der Macht und den Mächtigen auf dem Erdenrund.

Winter hatte kaum Freunde. Es war dies nicht die Zeit für Freundschaften. Und Winters Stadt kein Platz, Menschen einander näher zu bringen. Da herrschte Geschäftigkeit nur, trieb toll um in Straßen und Häusern, erdrückte jegliches Menschsein unter ihrem Gedonner. Und nicht geschaffen waren Winters Eltern, Freund zu sein dem Knaben. Gemacht über Jahrzehnte vom Stadtgeschehen, passten an sie sich diesem und nicht dem Kind, dem ihren. Orientierend sich ewig schon an den Werten des Geldes, war ihr Sohn ein Nichtsnutz, der auf den Taschen ihnen nur lag.

Das Trampeln der Mutter auf seinem schmerzenden Nerv, fraß Winter ebenso rein in sich, wie die Blicke des Vaters, die ihn trafen und sagten, welch Schwächung er sei. Wenn einer nur wolle, wenn einer wirklich Arbeit suche, dann würd er finden, noch und noch, hatten sie jahrelang eingetrommelt dem jugendlichen Schädel. Und wöchentlich einmal rechneten sie ihm vor, was er ihnen koste. Miete und Essen, Trinken und Farbfernsehen. Winter schluckte alles. Und schämend sich fast, gedrückt von seinem schlechten Gewissen, legte er hin die Groschen, wenn er von der Tankstelle kam oder vorn Schneeräumen.

Verborgen blieb den Eltern wie dem Knaben die dunkle Macht der Stadt. Ihr Raffen und Räubern. Tausende Blicke in Spiegel zeigten ihnen nicht ihre krummen Leiber, sondern das Zerrbild nur von Wohlstand und Zufriedenheit. Eigene Wohnung, Farbfernseher und der Kleinwagen in der Garage, tiefer als hundert Meter unter ihnen. Nie erkannten sie den Preis, den sie zahlten für ihr bisschen Glück. Nie das sinnlose Zerrinnen der ihnen gegebenen Zeit zwischen Aufstehn und Niederlegen, zwischen Morgen und Nacht.

Winters Eltern waren einfache Leute, Der Vater arbeitete in der Maschinenfabrik, sein Leben lang schon. Weil das Geld, das er monatlich heimbrachte, kaum fürs Leben reichte, verdiente die Mutter dazu, ewig schon. Sie putzte Büroräume. Und Gänge und Klos. Weil da nie wer war, der enthüllte ihnen des Lebens Lügen, klärte nie sich ihr Weh und Leid zum Schmerz, zum bewussten, zum Schrei. Klein gehalten, schrieen an sie nur gegenseitig sich und gemeinsam dann den Knaben.

Still erzogen von klein an schon, mehr als Ding, als Stück behandelt denn als Wesen, war Winter, der Knabe, nie ein Schreier. Stumm sein Ertragen der Flüche und Tritte. Still sein Hinnehmen von Schlag und Schicksal. Gelehrt ewig schon von Ordnung und Zucht, hielt züchtig sich der junge Winter. Und ordentlich. Und steckte ein die Hiebe, die da kamen, fraglos. Wie die Türe die Schläge des Windes. Wie das Gemäuer den Fraß der Nässe.

Nacheifernd dem ihm Gelehrten, fraßen sich fest in den noch jungen Gehirnwindungen des Knaben Winter die Gedanken der Eltern. Das Streben nach Werten. Das eigne Schaffen von Wohnung und Auto und Farbfernseher. Weil er aber trotz aller Bemühungen nichts fand an Arbeit, was ihn näher bringen hätt können seinem Wünschen, fühlte als Versager er sich. Wohin sein Aug auch fiel, überall sah er Menschen, die geschafft hatten, was versagt ihm blieb. Tausende mal tausend Wohnungen gab's da in der Stadt. Und Autos, mehr noch. Und jeder und alle schienen Arbeit zu haben, regelte. Nur er nicht, Winter.

Die Sehnsucht zu schaffen, was leicht zu schaffen ist, was leicht auch zu schaffen er glaubte, hing wie Blei am jungen Winter. Er trieb seinen Leib von Halle zu Halle, von Fabrik zu Fabrik. Er klopfte an Türen, bat und bettelte. Doch keine Werkbank winkte, keine Maschine, daran zu rasten seine geschundenen Glieder, aufzubauen sein Denken von Glück. „Leider“ hieß es nur. Und traf es ihn. „Leider“, hunderte Male, haute es ihn nieder.

Tausende Schlotte starrten in die Wolken über der Stadt und dunkelten nach diese, unablässig. Und tausend mal tausend Maschinen standen da und warteten darauf, bedient zu werden. Doch nicht von ihm, von Winter. Ihn schien die Zeit vergessen zu haben. Hin gespieen in dieses Gewirr von Dröhnen und Hupen und Keuchen und Stöhnen, schien keiner ihn zu brauchen. Ja, nicht mal zu bemerken schien man ihn, Winter, sechzehnjährig erst und doch schon verpufft und verlodert sein Name und Alter.

Anfangs träumte Winter noch, hoffte hin und wieder. Doch immer seltener nur und träge kroch so was wie Freude. Zwei, drei Tage höchstens, wenn ein Inserat er fand, in einer Zeitung. Bald aber rutschte kein Lächeln und Lachen mehr aus seinem Maul. Und wenn, dann war es Schmerz. Mit Musik, mit lauter, unerträglich dem Ohr anderer, bemühte er sich, sein Elend zu würzen. Doch kaum ein Luftzug, der ihm die Stirne streifte, der Atem brachte seiner verbrauchten Lunge.

Dreißig Stockwerk überm Boden lag die Wohnung. Und doch schien Winter auf Gipfeln, viertausend Meter und höher zu leben, so spärlich wurd die Luft ihm. Und je dünner sie ihm wurde, umso dünner auch seine Stimme, unhörbar schon fast. Beabend wohl vor Scham und Qual, wagte er doch nur im Staub zu liegen, lautlos, leer, bar jeder Hoffnung. Mehr Greis

schon als der älteste Mann, schwieg Winter dumpf in sich hinein, in sein Inneres, in dem der Puls eines Leichnams nur mehr zu hören war.

Einsam r Winter, zurückgeworfen allein auf sich. Geduckt ging er, als hing die Axt ihm überm Schädel. Sein jugendlicher Leib gehauen zum Wrack, müde und schlaff. Einzeln, allein stand er, jenseits aller Reihen. Jeder Starke war fähig, zu knechten ihn. Sogar die Eltern, schwach und kraftlos, schafften es zu zweien. Wie angenagelt Winters Denken an dumpfe Erwartungen, harrte er dem Kommenden entgegen, spürend, dass nichts ihn erwartet mehr.

Bis zehn blieb Winter im Bett liegen. Seine Eltern waren bei der Arbeit. Er lag mit geöffneten Augen, ruhig. In seinem Schädel liefen ab die Tage der letzten zwei Jahre, die sinnlos gelebten. Winter schob die Decke zur Seite, stand auf vom Bett und drehte das Radio auf. Ein Schlagersänger plärrte ein Lied von Liebe und Schönheit. Winter drehte lauter. Und dann noch lauter. In der Küche trank er kalten Kaffee. Auf einen Zettel schrieb er: Ihr Lieben, ich will euch nicht länger zur Last fallen. Dann öffnete er das Fenster und warf sich hundert Meter tief auf den Asphalt, wo sein Körper zertrümmert liegen blieb.

Kurze Zeit später, der Augenblick eines Blitzstrahls höchstens, fand er sich wieder, der Knabe Winter, tausend mal tausend Meter unter der Erde. Neben ihm Säufer und Diebe, Hurenböcke und Lebefrauen. Sechzehn Jahr lang kroch er dahin, der Knabe, von einem Loch zum anderen. Jetzt erhob er sich, tanzte mit im wilden Reigen, lebte endlich.

LENZ

Mit Leichtigkeit schaffte er das Männchenmachen und Strammstehen. Pfiff einer, lief er. Pfiff einer zweimal, blieb er stehen. „Jetzt zähl deiner Tante mal schön all die Hauptstädte Europas auf!“. Er war kaum sechs und konnte es. Schokolade gab's als Belohnung und stolz lachende Erwachsenengesichter, dämliche. Mit zwölf rasselt er bei Familienfeiern den „Erlkönig“ runter. Mit fünfzehn schrieb er Gedichte, hundertzwölffüßige Jamben. Mit siebzehn nannte ihn die Mutter „meinen Herrn Doktor“. Mit neunzehn war er hin, tot. An die eigne Kehle sprang er und strangulierte ins Jenseits sich. Endgültig hatten die Eltern ihn so, wie sie ihn immer schon wollten: besiegt, auf dem Bauch vor ihnen liegend, stumm. Er war ein braver Junge, hieß es in den Todesanzeigen und Trauerreden. „Ein braver Junge“.

Lenz wuchs heran, wie alle Lenze: als Produkt barbarischer Winter. Die Pranken und Blicke, die Köpfe, nach deren Wollen er werden sollte, wurzelten in jener Unzeit, die gestiefelt und tresenbehangen durch Europa schritt. Lenzens Vater, geboren im Jahre neun des damaligen Kalenders, „im Kessel von Stalingrad“, hieß nicht zufällig Adolf. Die Mutter war vier Jahr jünger als ihr Mann und das ledige Kind einer Amihure. „Damals, ja damals. Furchtbar, furchtbar. Nichts hatten wir, nichts. Unvorstellbar den Jungen heute, unvorstellbar“. Ihm, dem kleinen Lenz, in die Welt geworfen während der großen Zeit des Wirtschaftswunders, sollte es mal besser gehen. „Alles tun wir für dich, alles“. So schmissen sie hin dem Kind, was immer sie gut hielten für seine Entwicklung. Und raubten die Luft ihm, unter ihren Liebkosungen. Und pressten sein Wachstum, unter ihrer Schwere und Fülle. Und erdrückten sein Denken, unter ihren Geboten. Denn nicht Worte, Wortleichen nur fielen aus ihren Mäulern. Phrasen, haufenweis gelagert in ihren Schädeln, die zu schmieriger Schleimspur verkommen ließen jeden künftigen Gang des Knaben. Ratschläge, dick und fett, Kuschhändchen und Kosenamen, die Lenzens Weg markierten, den graden, ins Grab.

He, Mama. Hörst du mich? Hier spricht Daniel, dein Sohn. Erinnerst du dich nicht mehr meiner? Daniel Lenz. Vergessen dein Kreischen im Kreißsaal? Und meinen Schrei, meinen einzigen im Leben? Ja, ich sitze hier, tief unter euch. Flammen schlagen mir aus allen Sinnen. Heiß ist's, heiß. Luzifer hat eingeheizt. Und wie. Neben mir eine junge Frau namens Sommer, Und ein Knabe, jünger noch als ich, namens Winter. Und einer sitzt da, der nannte sich Herbst, droben, bei euch. Weißt du, wer noch da ist?! Büchner. Ja, Büchner. Er schreibt gerade an einem neuen Landboten, einem höllischen. „Krieg dem Himmel“, soll ich dir ausrichten. Schön ist's hier, oh ja. Den Wein saufen wir aus Kübeln gleich, abkürzend so den

Umweg über's Glas. Und huren herum. Aber Mama! Hier hab ich erst gelernt, was das heißt: Leben. Kennst du übrigens Majakowski? Ein Russe, ja. Singt Lieder, ordinäre und säuft. Und schwatzt uns die Köpfe wund. Ja, ich weiß: Goethe. Hör auf, Mama. Nein! Du sollst aufhören! Also gut. Gut. Dann aber von vorn, ganz von vorn.

Zwei Jahr war ich alt. Neunzehnsiebenundsechzig schrieb man. Immer noch nicht konnte ich laufen, gehen, auf den eigenen Beinen. Wann immer ich versuchte aufzustehen, quetschte mich irgendwer in seine Arme, „Kindchen, dass nicht hinfallst. Könntest dir weh tun“. Mein Leben lang lernte ich nicht, auf die Schnauze zu fallen. Ihr ließt mir einfach nicht die Möglichkeit dazu. Ich weiß. Das Gesichtchen, das zarte, hätt ich blutig mir schlagen können. Na und! So haben andre sie mir blutig gehauen, Woche für Woche, Jahr für Jahr. Und nicht nur die Fresse. Aber das ging vorbei an euch, unbemerkt, wie vieles vorbeilief an euch, ohne dass eure Gehirnwindungen sich auch nur einmal aufgestellt hätten. Meine Güte, wie ihr mich gefüttert habt. Gemästet. Wie die Weihnachtsgans in der Adventzeit. Deine Brüste, die zarten, hast du mir ja nie gereicht. Die Figur, jaja. Die Angst, irgendwas könnt da schlaff wohl werden. Dass schlaff mir wurden all meine Sinne, war dir einerlei. Was auch. Hauptsache, du gabst. Stopftest rein in mich. Weißt' noch, wie ich saß. In meinem Kleidchen, himmelblau. Einen Latz, Fresslappen, hast du um den Hals gebunden mir. Er schnürte mir die Gurgel. Ließ kaum den Atem mir. Aber wann hatte ich den schon. Hübsch musste ich aussehen. Niedlich. Damit ihr zufrieden wart. „Ach, wie süß er aussieht, der Kleine, wie niedlich“. Dass eure Korsette die Luft mir pressten, die Luft zum Leben, was kümmerte euch das. Einmal saß ich vor meinem Fraß, Kalbfleisch, ja, Kalbfleisch mit irgendwelchem Gemüse und du, du hast mich angetrieben: „Ein Löffelchen für Vati, ein Löffelchen für Mutti“. Ich hatte die Schnauze voll und klatschte rein in den Gatsch. Erinnerst du dich noch, wie du aufgezogen hast deine Hand, weiter als weit, zum Schlag. Aber du schlugst nicht. Natürlich nicht. Du verzogst nur deinen Mund zu einem Grinsen und lachtest: „Pfuili, pfuili, pfuili“. Jaja. Meine Scheiße, die stinkende, die hättest am liebsten aufgefressen du. „Ach du meine Güte. Hat er sich wieder angemacht, der Kleine. Wie süß!“ . Aber heimlich liefst du aufs Klo und übergabst dich. Lange dauerte es, lange, bis ich sie überriss, deine Feigheit, deine Verlogenheit. Und die meines Vaters. Und die meiner Onkel und Tanten. Meiner Lehrer. Meiner Padres. Der ganzen Welt, erwachsenen.

Mit acht habt ihr mich reingetrieben in die Kirche. Ich durfte knien und aufstehn. Knien. Aufstehn. Und ich wusste nicht warum. Der Pfarrer glaubte, er wär der Erlöser in Person, der dreizehnte Apostel wenigstens. Er war fett und rund, der Priester. Fetter als der volle Mond, der nächstens am Himmel stand. Heut noch, in der Hölle, seh ich ihn, wie er stand, droben, auf

der Kanzel und runter spie und spuckte. Nicht Worte, Krämpfe, erbärmliche. Ohne Scham seine gespeichelten Phrasen. Übersättigt, durch und durch verfressen, platzte er beinahe bei jedem heftigeren Redeschwall. Und deren waren viele. Oft wartete ich nur mehr auf den großen Knall und das Runterrinnen des Fettes durch die Risse der Kanzel. Und sah dann vor mir das gierige Aufschlecken der Heuchler ihres zerronnenen Predigers. Aber ihr triebt mich rein, in diese weihrauchdurchsättigten Gemäuer, die Brechreiz in mir nur hervorriefen und sonst nichts, als würd der Gekreuzigte selbst dort nur warten auf mich und auserlesen euren Sohn zu seinem Gefährten, dem göttlich Gekrönten. Dabei hatte ich nur Angst, Angst und nichts als Angst. Wenn der Priester seine Geschichten erzählte vom Dornengeschmückten, dem die Zunge zum Hals raus hing vor Durst und dem sie Essig zum Saufen gaben, eh sie ihm die Lanze ins Herz tief bohrten. Angst, weil der Pfaffe sprach, er hätt das alles für uns nur getan, für mich, der Gottessohn, auf dass ich erlöst würde von meinen Sünden. Ich wusste nicht, was das war, Sünde. Aber du und der Priester und andere, ihr habt mir eingebleut christliche Zucht. Juckte es zwischen den Beinen und kratzte ich mich: Sünde. Bohrte ich in der Nase: Sünde. Pinkelte ich mit den Nachbarjungen um die Wette: Sünde. Später, wenn ich durchs Schlüsselloch blickte, weil in eurem Zimmer das Bett quietschte und stöhnte: pfui und schwere Sünde. Was wunder, dass ich in meinen Träumen selbst ans Kreuz mich schlug. Dass ich die Handflächen mit Nägeln blutig mir stach, um euch zu beweisen meine Gotthaftigkeit. Regte sich mein Körper, so geißelte ich mich. Jedes lüsterne Denken ertränkte ich in Wasser, geweihtem. Sünde, Sünde, Sünde, tobte und schrie es in meinem Schädel, wenn irgendwo klein was auszubrechen drohte aus meinem Leib, aus dem Rhythmus, dem gewohnten, alltäglichen, von euch bestimmten.

Mit zehn durfte ich nicht mehr ins Bad mit dir. Hinter dir versperrest du die Tür und hingst ein Handtuch übers Schlüsselloch, auf dass ja kein unkeuscher Blick deinen Leib streifen konnte. Wenn auf der Straße zwei Hunde sich paarten, hieltest die Hand vors Aug du mir und zerrtest mich weg von diesem Platz der Unzucht. Aber nachts, wenn Träume der Gewalt aus dem Schlaf mich rissen, musste ich mit anhören, wie die Gier des Vaters tief in dein Fleisch sich bohrte. Ich hörte sein Keuchen und Stöhnen und dein Strammliegen. Und die Stille, die unendliche, dann. Wenn tags darauf mein Aug das deine traf, blicktest du stumpf weg, wusstest von nichts. Kein Wort, das verraten mir hätt können Lust und Leid, das zusammengehauen hätt mit Wucht das Lügengemäuer, das jahrelang aufgebaute, liebevoll gepflegte.

Dafür hetztest du mich von Klavierstunde zu Klavierstunde. Kultur nanntest du es, Zartsinn und Muse, was du reinpresstest, haufenweis gleich, in meine wehrlosen Zellen. Erinnerst du

dich?! Beethovens Appassionata. Jaja, Klaviersonate Nr. 25 op. 57 f-Moll. Kaum vierzehn war ich. Aber ich trällerte sie runter, blind, ohne Noten. „Ach, bin ich stolz auf dich, mein Sohn“. Aber was das ist, Onanie, das wusste ich immer noch nicht. Und wie man spricht mit Gleichaltrigen, auch nicht. Und was das bedeutet, auf den eigenen Beinen zu stehen, fest. Sein Sein zu entreißen dem Leben mit Lust.

Ich hatte kaum Freunde. Wann immer ich wen mitbrachte aus meiner Schulklasse, hattest du was auszusetzen. War der eine grundsätzlich nicht der richtige Umgang für mich, so störte beim nächsten dich sein ungeputztes Schuhwerk. Nie lernte ich so zu reden, zu schreien, zu brüllen. Alles gabt ihr vor mir. Jeder Satz, den ich sprach, ward zuvor mir eingekeilt von euch, sauber, ins Hirn. Wann immer ich das Maul aufsperrte, fielen Worte heraus, gemacht von euch. Da wuchs kein Denken, eigenes, in meinem Kopf. Wie auch?! Glatt geschliffen ward ich von euch. Glatt und rund. Da war nichts an mir, was widerstreben hätte können dem Strom der Zeit. Keine Ecke, keine Kante. Glatt und sauber, wie Haut und Haar, war all mein Denken.

Wir lebten in weißgetünchten Räumen. Alles hatte seinen Platz, seinen festen. Das Rokokotischchen, der Flügel, die Bilder. Und die Menschen. Ohne Überraschungen verliefen die Tage, die Wochen, die Jahre. Montags spielte ich mit Vater Schach. Montag für Montag für Montag. „Schach schärft dein Denken“, hieß es. Wie gern hätte ich was anderes gespielt, draußen, fern von euch, mit Gleichaltrigen. Aber keine Chance, auszubrechen aus eurer Fülle, niederzureißen die Netze, die sich spannten über jeden meiner Schritte.